

Lernen aus der Geschichte

In Kooperation mit



LaG - Magazin

Erfahrung Konzepte Perspektiven

Zeitzeugenberichte in der Bildungsarbeit zu
NS- und DDR-Geschichte

Sonderausgabe Februar/2013

27. Februar 2013



Die Landesbeauftragte
für Mecklenburg-Vorpommern
für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes
der ehemaligen DDR



ROSA LUXEMBURG STIFTUNG MECKLENBURG-VORPOMMERN

Inhaltsverzeichnis

Der Militärstandort Prora. Ein Interviewprojekt des PRORA-ZENTRUMs.....	5
Der Militärstandort Prora – ein Praxisbericht	10
PRORA-ZENTRUM Bildung-Dokumentation-Forschung	17
Die Nationale Volksarmee (NVA) und ihre gesellschaftliche und politische Bedeutung	18
Der Zeitzeuge - eine Schimäre?.....	26
Zeitzeugen-Interviews in historischen Ausstellungen.....	42
Podcasts zum Thema Bildungsarbeit mit Zeitzeugeninterview	47

Liebe Leserinnen und Leser, diese Sonderausgabe des LaG-Magazins dokumentiert Vorträge und Workshopergebnisse rund um die Tagung „Erfahrungen - Konzepte - Perspektiven. Zeitzeugenberichte in der Bildungsarbeit zur NS- und DDR-Geschichte“. Die Tagung wurde am 15./16. November 2012 durch den Verein PRORA-ZENTRUM in Prora auf der Insel Rügen ausgerichtet. Dieses Magazin erscheint in Zusammenarbeit mit den Veranstalterinnen der Tagung und wird gefördert durch die Rosa Luxemburg Stiftung, die Landesbeauftragte für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der DDR sowie von der Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern.

Prora ist als Ort mit seiner doppelten Vergangenheit sicherlich der Mehrzahl bekannt als geplantes „Kraft durch Freude“-Seebad während des Nationalsozialismus, das als solches nicht zur Vollendung kam. Weniger bekannt sein dürfte die Nutzung von Prora als Militärstandort in der SBZ und in der späteren DDR. In Prora waren zudem so genannte Bausoldaten stationiert. Dabei handelte es sich um Männer, die den Dienst an der Waffe verweigerten und dort, behaftet mit dem Stigma des Staatsfeindes und begleitet von den entsprechenden Repressalien, ihren Ersatzdienst innerhalb der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR ableisteten.

In einem Oral History Projekt sammelt und dokumentiert das PRORA-ZENTRUM Le-

bensberichte ehemaliger Angehöriger des Militärstandortes Prora. Die interdisziplinäre Tagung vom November vergangenen Jahres fragt nach dem Stellenwert dieser Erinnerungen für die heutige Zeit und danach wie sie in der historisch-politischen Bildungsarbeit eingesetzt werden können. Bei den hier versammelten Texten handelt es sich um Transkripte oder Manuskripte der auf der Tagung gehaltenen Vorträge oder um Aufsätze der Referent/innen, die den Inhalt der Workshops wiedergeben. Darüber hinaus konnten wir zwei Interviews führen, die wir Ihnen als Audiopodcasts vorstellen möchten. Das Tagungsprogramm und Informationen zur Arbeit des PRORA-ZENTRUMs am historischen Ort runden dieses Magazin ab.

Die pädagogische Leiterin vom PRORA-ZENTRUM, *Susanna Misgajski*, gibt in ihrem einführenden Aufsatz einen Überblick zur doppelten Geschichte von Prora und führt Sie in die Motivation zur Durchführung des Zeitzeugenprojekts ein. Dem Beitrag von Susanne Misgajski ist das Programm der Tagung beigelegt.

Birte Kröncke, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Vereins PRORA-ZENTRUM, gibt in ihrem Praxisbericht einen Einblick in die Herausforderungen, die bei der Suche nach Zeitzeugen auftraten, formuliert die Kriterien an die Interviewführung und beschreibt schließlich die vielfältigen Erfahrungen aus dem Prozess der Interviewführung.

Während bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR häufig die Herr-

schaft der SED und die Rolle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) im Zentrum steht, weist der Militärhistoriker *Rüdiger Wenzke* auf die Rolle der NVA zur Herrschaftsabsicherung hin. In seinem Vortrag zeigt er auf, wie tief die Gesellschaft durch das Militär durchdrungen wurde. Dabei spielt die Schaffung einer „sozialistischen Soldatenpersönlichkeit“ durch militärischen Drill und Entindividualisierung eine wichtige Rolle.

Lutz Niethammer von der Universität Jena befasst sich in seinem Vortrag mit den fachlichen Problemen der Oral History innerhalb der Geschichtswissenschaften und problematisiert den Begriff des/der Zeitzeug/in, der nur im deutschen Kontext, vor allem in den Medien, eine Hochkonjunktur erfahren hat. Darüber hinaus gibt er einen ausführlichen Einblick in die Methodik und die Kriterien der Oral History. Lutz Niethammer ist in Deutschland ein früher Pionier der Oral History, der bekannt wurde durch das von ihm geleitete Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960“.

Cord Pagenstecher ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin. Er zeigt am Beispiel des Online-Archivs „Zwangsarbeit 1939-1945“ welche Problematiken mit dem Einsatz von aufgezeichneten Zeitzeugeninterviews in Ausstellungen verbunden sein können. Dazu gehört u.a., dass der Schnitt von ausführlichen lebensgeschichtlichen Interviews für eine dreiminütige Präsentation im Rahmen einer Ausstellung einen Eingriff vor dem Hinter-

grund erinnerungskultureller Debatten und Praxen der Beteiligten darstellt.

Stefanie Plappert spricht im Interview über den Einsatz von Zeitzeugeninterviews in dem Projekt Wollheim Memorial (<http://www.wollheim-memorial.de/de/home>). Die Besonderheit dieses Erinnerungsortes ergibt sich aus einer Mischung von Anbindung an den historischen Ort des ehemaligen I.G. Farben Hauses in Frankfurt am Main, pädagogischem Angebot und einer umfangreichen Webseite, welche die Geschichte der NS-Zwangsarbeit aus den Perspektiven der Opfer aufgreift, aber auch die Täterschaft und den Kampf um Gerechtigkeit und Entschädigung aufzeigt.

Zur pädagogischen Arbeit im ehemaligen Notaufnahmelager in Berlin-Marienfelde äußert sich *Kathrin Steinhausen*, die dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin u.a. für die historisch-politische Bildungsarbeit zuständig ist.

Wir wünschen Ihnen eine interessante und bereichernde Lektüre mit dieser Sonderausgabe,

Ihre LaG-Redaktion

Der Militärstandort Prora. Ein Interviewprojekt des PRORA-ZENTRUMs

Geschichtliche Hintergründe und Grundsatzüberlegungen

Von Susanna Misgajski

Prora, das „Kraft durch Freude“-Seebad der NS-Zeit und die spätere DDR-Kaserne, ist ein historischer Ort von überregionaler Bedeutung. Dies gilt sowohl für die Zeit des Nationalsozialismus (NS), als auch für die der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und der Zeit der Deutschen Demokratischen Republik (DDR).

Zeit des Nationalsozialismus (1933-1945)

In der NS-Zeit sollte in Prora das „KdF (Kraft durch Freude)-Seebad Rügen“ als Urlaubsort für 20.000 Menschen entstehen. Obwohl dieses Bauvorhaben durch den beginnenden Zweiten Weltkrieg nie fertiggestellt werden konnte und zu NS-Zeiten kein Urlaub dort stattfand, verstand es die NS-Propaganda, die Menschen für dieses Vorhaben zu begeistern.

Allerdings galt das Angebot nur für die nach der NS-Ideologie als „arisch“ bezeichnete Bevölkerung. Juden, Sinti und Roma, geistig und körperlich Behinderte, psychisch kranke Menschen, politisch Andersdenkende und viele mehr im NS-Staat Verfolgte hätten niemals Urlaub in Prora machen können. Auch die bereits seit 1933 bestehenden „KdF“-Urlaubsangebote waren ihnen nicht zugänglich.

Die Urlauber sollten während ihres Aufenthalts jedoch keine individuelle Erholung genießen, sondern ihre „Nerven stärken“ für die „große Politik“ des nationalsozialistischen Staates. Dies bedeutete nichts anderes, als dass sie sich auf den bevorstehenden Krieg vorbereiten sollten. Die Menschen wurden eingefangen für das NS-System - und dies lässt sich anhand der exemplarischen Geschichte von Prora in der NS-Zeit beeindruckend darlegen.

Trotz des Baustopps zu Kriegsbeginn gab es in der unfertigen Anlage des Seebades in der Zeit von 1939 bis 1945 „kriegswichtige“ Nutzungen. Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen mussten Wohnungsausbauten vornehmen für Ausgebombte aus den Großstädten. Flüchtlinge aus den Ostgebieten wurden untergebracht und ein Lazarett entstand. Während der gesamten Kriegszeit erhielten zunächst Polizeibataillone und später Nachrichtenhelferinnen militärische Ausbildungen in Prora.

Zeit der Sowjetischen Besatzungszone (1945-1949)

Mit dem Ende des Krieges am 8. Mai 1945 verlor die geplante Ferienanlage ihren Namen „KdF-Seebad Rügen“. Sie hieß nun Prora, angelehnt an geografische Bezeichnungen, wie die Prorer Heide oder die Prorer Wiek.

Aus den damaligen vormaligen Ostgebieten, die zu dieser Zeit unter sowjetischer oder polnischer Verwaltung standen, kamen viele deutsche Flüchtlinge auf die Insel Rügen. Etwa 2.000 von ihnen fanden im August

1945 Quartier in den während des Krieges von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen ausgebauten Bereichen im Süden Proras. Die Ausgebombten, die dort seit 1943 gelebt hatten, waren auf Befehl der sowjetischen Militäradministration bereits im Mai/Juni 1945 wieder an ihre Herkunftsorte zurückgekehrt.

Mitte November 1945 erhielten die etwa 2.000 Flüchtlinge des „Lagers Prora“ den Befehl ihre Unterkünfte zu verlassen. Sie mussten Hotels und Pensionen in Binz, welche unbeheizbar waren, beziehen. An ihre Stelle zog die Sowjetische Armee in Prora ein. Ende 1945 internierte die sowjetische Besatzungsmacht zudem enteignete Großgrundbesitzer unter sehr schlechten Bedingungen auf dem Gelände.

Später wurden bis 1947 Heizungs- und Sanitäreinrichtungen aus dem Süden der Anlage demontiert und als Reparationszahlungen von Sassnitz aus in die Sowjetunion verschifft. Danach war das ehemals geplante „KdF-Seebad Rügen“ für allgemeine Plünderungen zugänglich.

1948/49 fing die sowjetische Besatzungsmacht an, Teile der Anlage zu sprengen und begann damit beim südlichsten Block, der am dichtesten an Binz lag und zuvor am den vehementesten Plünderungen ausgesetzt gewesen ist. Auch im Norden des Objekts unternahm man Sprengungen bei den heutigen Ruinen-Blöcken. Da sich der Ost-West-Konflikt, befördert durch die Berlin Blockade 1948/49, stetig verfestigte, entschied man sich gegen den Abriss und für

den Ausbau der Anlage Prora zu einem militärischen Standort.

Im Sommer 1949 fand ein Ferienlager der „Jungen Pioniere“ im Norden von Prora statt. Danach verlegte man die Kinder-Ferienlager auf ein Gelände südlich der noch stehenden Blöcke in der Nähe von Binz und gab ihm den Namen „Pionierferienlager Wilhelm Pieck“, das jährlich im Sommer genutzt wurde.

Bereits im August 1949, also noch vor Gründung der DDR am 7. Oktober 1949, entstand im Norden der Anlage eine Schule für so genannte Polizeibereitschaften. Deren Mitglieder, etwa 900 Mann, erhielten eine militärische Ausbildung zu Offizieren. Der getarnte Aufbau einer neuen Armee in Ostdeutschland hatte begonnen. In Prora waren zu dieser Zeit immer noch Truppenteile der Sowjetischen Armee stationiert.

Zeit der Deutschen Demokratischen Republik (1949-1989/90)

Im Jahr 1952 wurde in der DDR die Kasernierte Volkspolizei (KVP) gegründet. Die zuvor militärisch ausgebildeten Polizeibereitschaften integrierte man in die neue KVP. In Prora fand nach der Gründung die Stationierung von etwa 17.000 KVP-Angehörigen statt. Sie waren in Zelten untergebracht und hatten eine militärische Ausbildung abzulegen sowie die Anlage zu einer Kaserne auszubauen.

Von den ehemals acht begonnenen Bethäusern beziehungsweise Blöcken waren noch fünf im Rohbau vorhanden, der südlichste Block war gesprengt worden, die beiden

nördlichsten Blöcke hatten durch Sprengungen bereits Schäden erhalten. Letztere wurden während der gesamten militärischen Zeit bis 1990 als Truppenübungsplätze für Häuserkampfübungen genutzt.

Ende 1952 konnten die KVP-Soldaten erste Blöcke im Süden von Prora provisorisch beziehen. Unterkunftsräume für etwa 100 Mann standen den Soldaten nun zur Verfügung. Nach und nach setzte sich der Ausbau der Anlage fort. Der heutige Block 1 wurde zu einem Ferienhaus für Familien von Militärangehörigen, die übrigen vier Blöcke zur Kaserne ausgebaut.

Während dieser Ausbauphase waren KVP-Soldaten aus Prora auch in Berlin im Einsatz, als dort der Aufstand am 17. Juni 1953 mit Unterstützung der sowjetischen Armee niedergeschlagen wurde.

1956 entstand als offizielle Armee der DDR die Nationale Volksarmee (NVA), die die KVP-Angehörigen übernahm. Prora war einer der größten Militärstandorte der DDR, etwa 13.000 Mann waren hier im Durchschnitt stationiert.

Am Militärstandort Prora befanden sich zunächst kämpfende Truppeneinheiten. Mit der Kuba-Krise 1962 wurde erneut deutlich, wie schnell das labile Mächteverhältnis zwischen der Sowjetunion (UdSSR) und den Vereinigten Staaten (USA) zum dritten Weltkrieg führen könnte. Diese Situation des seit Ende der 1940er Jahre so genannten „Kalten Krieges“ führte langfristig zum Umdenken in Bezug auf den Militärstandort Prora.

Ende der 1960er Jahre zogen erste Kampfeinheiten, unter anderen ein Panzerregiment, ab. In den frei gewordenen Blöcken 2 und 3 entstand im Laufe der Jahre eine Militärtechnische Schule, der auch die Ausbildung für Militärmusiker angegliedert war. Mit Einrichtung der Schule begann die Entwicklung Proras zu einem militärischen Ausbildungsort. Ausgangspunkt für die Verlegung der kämpfenden Truppen war die Erkenntnis, dass diese, an der deutsch-deutschen Grenze und später im Raum Berlin stationiert, im Ernstfall sofort einsatzbereit waren. Auf Rügen hätten die Truppen grundsätzlich das Problem gehabt, nicht schnell genug von der Insel herunterzukommen.

Im Norden Proras ging ab 1981 die „Offiziershochschule Otto Winzer“ für Kader befreundeter Staaten in Betrieb. Soldaten aus Afghanistan, Kuba, Kongo, Jemen, Vietnam und anderen Staaten, auch Angehörige der Palästinensischen Befreiungsfront (PLO), erhielten hier eine mehrjährige Ausbildung.

Ende 1982 zog mit dem Fallschirmjägerbataillon aus Block 5 die letzte große Truppeneinheit von Prora weg. In dem Block 5 wurden nun bis 1989/90 ein Baubataillon und Bausoldaten, Waffenverweigerer der DDR, stationiert. Ihre Aufgabe war es, den militärstrategischen Hafen Mukran mitzubauen. Mit einer Zahl von jeweils 400 bis 500 Mann pro Jahr war Prora von dieser Zeit an der größte Bausoldatenstandort der DDR.

Seit September 1964 gab es in der DDR die

Verordnung über die Baueinheiten. Sie ermöglichte es Männern, die keinen Wehrdienst leisten wollten - aus religiösen oder anderen Gründen - innerhalb der NVA einen Dienst ohne Waffen ableisten zu können. Allerdings bedeutete diese Entscheidung zugleich, dass die Bausoldaten als Staatsfeinde angesehen wurden. Ein Studium war ihnen somit in der Regel, mit Ausnahme von Theologie, verwehrt. Zudem wurden sie zu ihrem 1 1/2-jährigen Dienst oftmals erst sehr spät eingezogen, so dass sie häufig schon eine eigene Familie mit Kindern hatten. Auch dies waren erschwerende Bedingungen.

Bausoldaten, wegen ihres Spatens auf den Schulterstücken auch Spatensoldaten genannt, gab es bereits seit den 1960er Jahren in Prora. Allerdings bestanden ihre Gruppen in der Anfangszeit hier lediglich aus etwa 20 Mann.

Der Bausoldatendienst in der DDR war in den Staaten des Warschauer Vertrages Ländern einmalig. In keinem der anderen Länder gab es die Möglichkeit eines Ersatzdienstes, lediglich die der Totalverweigerung. Erst in den 1980er Jahren gab es in Polen einen zivilen Ersatzdienst. In der DDR war ein ziviler Ersatzdienst allerdings bis zu ihrem Ende nicht möglich. Die Bausoldaten sind als ein Teil der Oppositionsbewegung der DDR einzuordnen.

Gründe für die Durchführung des Interviewprojektes

Im Rahmen der Bildungsarbeit des PRO-RA-ZENTRUMs zur DDR-Geschichte des Militärstandortes Prora haben wir uns

über Jahre bemüht, immer wieder neue Arbeitsmaterialien aus der bereits geleisteten Archivforschung zusammen zu stellen und Zeitzeugengespräche zu organisieren. Immer wieder stellten wir dabei fest, dass uns ein breites Spektrum an Zeitzeugenberichten aus unterschiedlichsten Bereichen des Militärstandortes Prora fehlt. Aufgrund dieses Defizits haben wir uns entschlossen, das Interviewprojekt bei der Bundesstiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur zu beantragen. Wir freuen uns sehr, dass das Projekt bewilligt wurde und bedanken uns auch nochmals bei der Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR MV für die Zuförderung.

Zeitzeugeninterviews haben in der historischen Forschung mittlerweile eine wichtige Rolle eingenommen, an einem historischen Ort wie Prora bietet sich die Oral History besonders an. Vom Militärstandort Prora gibt es ab 1949/50 in erster Linie schriftlichen Quellen im Militärarchiv Freiburg. Daneben gibt es die Akten der Staatssicherheit der ehemaligen DDR, die von der BStU (Bundesbeauftragter für die Unterlagen der Staatssicherheit) verwaltet werden. Darüber hinaus befinden sich noch Akten der „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR“ im Bundesarchiv Berlin. Es handelt sich also entweder um Informationen über die handelnden und ausführenden Personen aus Sicht des Militärs, der Staatssicherheit oder der Parteien und Massenorganisationen der DDR.

Insbesondere für die Bildungs- und Ausstel-

lungensarbeit bietet es sich an, mit Hilfe von Zeitzeugeninterviews die Erinnerungen und Erlebnisse der handelnden Personen in den verschiedenen Zeiten an diesem Militärstandort zu dokumentieren und diese dann durch forschendes Lernen mit Hilfe schriftlicher Quellen abzugleichen und sie schließlich wieder in die historischen Gesamtzusammenhänge einzuordnen.

Das PRORA-ZENTRUM betritt mit seinem Zeitzeugenprojekt Neuland. Es gibt zwar Archive in Jena, in Leipzig und Berlin, die umfangreiche Sammlungen von Oppositionellen und somit auch Bausoldaten der gesamten DDR, darunter auch Bausoldaten aus Prora, haben. Auf der Webseite „Proraer Bausoldaten“, einem virtuellen Museum sind Fotos und Berichte von ehemaligen Bausoldaten aus Prora zu finden, Biografien von ehemaligen Bausoldaten in Form von Büchern wurden herausgegeben. Daneben existieren Webseiten von ehemaligen NVA-Fallschirmjägern und anderen Militär-Angehörigen.

Ein vergleichbares Projekt, bei dem Zeitzeugen in diesem Umfang zur Geschichte des Militärstandortes Prora befragt wurden, gibt es bisher nicht. Das PRORA-ZENTRUM trägt mit dem Interviewprojekt somit zur weiteren Erforschung der überregional bedeutenden Geschichte Proras in der SBZ- und DDR-Zeit bei.

Über die Autorin:

Susanna Misgajski hat Germanistik und Geschichtswissenschaften in Kiel (Lehramt Gymnasium) studiert; Referendariat, Ausstellungstätigkeiten am Schleswig-Holsteinischen Landesarchiv in Schleswig, Forschungsarbeit am Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte Schleswig (IZRG), seit 2001 ist sie wissenschaftliche und pädagogische Mitarbeiterin des PRORA-ZENTRUMs, seit 2009 Geschäftsführerin und pädagogische Leiterin des Vereins.

Der Militärstandort Prora – ein Praxisbericht

Von Birte Kröncke

Mit dem Zeitzeugenprojekt „Der Militärstandort Prora/Rügen“ will das PRORA-ZENTRUM, die Geschichte des Standortes aus der Perspektive von 32 Zeitzeug/innen dokumentieren, seine Alleinstellungsmerkmale erforschen und die so gewonnenen Erkenntnisse für die Ausstellungs- und Bildungsarbeit verwenden.

Es handelt sich hier um ein Projekt, das es in dieser Form und standortspezifischen Ausrichtung noch nicht gegeben hat. Da die über vierzigjährige Geschichte des Standortes mit 32 Zeitzeugeninterviews natürlich nicht vollständig abzudecken und zu erfassen ist, bilden die Interviews somit den Anfang für unsere weitere Forschungsarbeit.

Sie sind die Basis, von der aus die bisherige Forschung und Dokumentation der Militärgeschichte Proras weitergeführt werden.

Dies beinhaltet nicht nur die Nachbereitung des Projekts in Form von Auswertung und Transkription. Es gilt ebenso, die gesammelten Informationen, auch im Hinblick auf all die von den Zeitzeugen erhaltenen Hinweise, nachzurecherchieren.

Anschließend sollen die Interviews für unsere zukünftige Ausstellungs- und Bildungsarbeit genutzt und ggf. auch die Suche nach

weiteren Zeitzeugen fortgesetzt werden.

Nicht zuletzt um Anregungen für die Arbeit der Auswertung und Verwendung zu bekommen und Vorschläge zu diskutieren, wurde vom PRORA-ZENTRUM die Tagung „Konzepte-Erfahrungen-Perspektive“ vom 15. bis 16.11.2012 in der Jugendherberge Prora organisiert.

Vorüberlegungen und Interviewkriterien

Rückblickend auf das Projekt wird hier der Verlauf, die Suche nach potentiellen Zeitzeugen, die Vorbereitungen auf die Interviews, deren Organisation und Ablauf, die Interviewmethode sowie die dabei gemachten Erfahrungen vorgestellt.

Das parallel zum Alltagsgeschäft des PRO-RA-ZENTRUMs durchgeführte Projekt gestaltete sich von den zeitlichen Planungen manchmal schwierig, da sich keiner der beteiligten wissenschaftlichen Kräfte für dieses Projekt vollständig aus dem laufenden Betrieb zurückziehen konnte. Somit galt es immer, die Interviewtermine so zu koordinieren, dass sowohl der oftmals noch berufstätige Zeitzeuge, der für das Projekt engagierte und für seine Dokumentationen bekannte Filmemacher Jörg Herrmann als auch das PRORA-ZENTRUM einen Termin fanden. Da nicht alle Treffen in Prora möglich waren - etwa zwei Drittel der Zeitzeug/innen wohnen zu weit weg - haben wir die deutschlandweiten Termine möglichst so organisiert, dass gleich mehrere Interviews im Rahmen einer Reise stattfanden.

Was die Auswahl der zu interviewenden Zeitzeug/innen anbelangt, haben wir vorab verschiedene Kriterien festgelegt, anhand derer wir uns auf die Suche nach möglichen Gesprächspartnern gemacht haben. Da die Geschichte des Militärstandorts Prora in seiner Gesamtentwicklung von 1949 - 1990 soweit wie möglich dokumentiert werden sollte, galt es also nicht nur, für diese Zeitspanne von 41 Jahren potentielle Zeitzeugen zu finden, sondern dabei auch noch möglichst verschiedene Perspektiven abzudecken und so einen ersten repräsentativen Querschnitt einzufangen.

Um einen Überblick der abzudeckenden Zeiträume und Entwicklungsphasen zu erhalten, haben wir die 41 Standortjahre anhand der prägenden Aufbauphasen unterteilt und daraus Obergruppierungen gebildet:

1949 - 1952 erste Polizeibereitschaften werden in Prora stationiert und verdeckt militärisch ausgebildet.

1952 - 1956 die Kasernierte Volkspolizei (KVP) gründet sich und baut Prora zum Militärstandort aus.

1956 – 1990 aus der KVP wird die Nationale Volksarmee (NVA) und Prora zu einem der größten Militärstandorte in der DDR.

Die Nutzungsphase Proras durch die Nationale Volksarmee unterteilt sich dabei nochmal in verschiedene Einheiten, Waffengattungen und Einrichtungen, die die

wechselvolle Geschichte des Ortes prägten. Exemplarisch seien hier Motorisierte Schützen, Fallschirmjäger, Wehrpflichtige und Bausoldaten, die Offiziershochschule für ausländische Kader und die Technische Unteroffiziersschule/Militärtechnische Schule sowie das Walter-Ulbricht-Heim/Ferienheim Prora genannt.

Bei den ehemaligen Bausoldaten ergab es sich in zwei Fällen, ebenfalls mit den Ehefrauen ein Interview zu führen, was gerade bei dieser Gruppe die besondere Möglichkeit eröffnete, die Perspektive der zuhause gebliebenen Angehörigen – auch die der Kinder - ansatzweise mit zu erfassen.

Hinsichtlich des breiten Zeitraums, den es zu dokumentieren galt, war auch auf die Demographie zu achten. Soweit es zeitlich und örtlich machbar war, wurden darum die Jahrgänge, die ab 1949 in Prora stationiert waren, als Erste interviewt. Gleichzeitig sind diese Zeitzeugen aufgrund der Vielzahl an Veränderungen in den frühen 1950er und 1960er Jahren vielfach Gesprächspartner für mehrere Entwicklungsabschnitte gewesen und haben den Standortprozess, beginnend mit den Polizeibereitschaften bis hin zur Gründung und Stationierung der Nationalen Volksarmee, über Jahrzehnte begleitet. Gerade die frühe Phase des beginnenden Aufbaus ist ein Zeitraum, in dem es noch einige weiße Flecken aufzuarbeiten galt und auch weiterhin gilt.

Wichtig bei der Auswahl war uns, vor allem

Unbekannte zu Wort kommen zu lassen, die bisher nichts zum Thema veröffentlicht haben und durch ihre Schilderungen das Mosaik Prora um weitere Steinchen ergänzen können. Wir waren uns bei diesem Entschluss der Tatsache bewusst, dass die häufig medien- und öffentlichkeitserfahrenen Interviewpartner eine noch größere Hemmschwelle zu überwinden hatten und auch wir noch mehr in der Verantwortung stehen würden, ihnen diese Unsicherheit zu nehmen.

Die Suche nach Zeitzeugen

Als Projekteinstieg wurde zunächst nach Zeitzeugen in der näheren Umgebung gesucht, um dann vom Ort ausgehend immer größere Kreise um Prora zu ziehen. Da es bereits vor dem Projekt Kontakt zu Ehemaligen des Standorts gab, Offiziere, Ausbilder und Bausoldaten, begann die Suche nach gesprächsbereiten Partnern zunächst in diesem Kreis und dehnte sich dann immer weiter aus. Dabei halfen auch die privaten Kontakte unserer Interviewpartner, Vorschläge von außerhalb und die Internetplattform der Wehr- und Waffendienstverweigerer im Hinblick auf weitere Zeitzeugen. So ergab sich z.B. über das Interview mit einem ehemaligen Bausoldaten der Kontakt zu einem ehemaligen Militärmusiker, der hier in Prora an der Militärtechnischen Schule - der einzigen mit der Fachrichtung Militärmusik in der gesamten DDR - mit 16 Jahren seine Ausbildung nebst 10-jähriger Verpflichtung begann. Natürlich verlief unsere Suche nach Zeitzeugen nicht immer reibungslos

und einfach. Manches Mal erwies es sich als große Unterstützung, wenn bei einer Anfrage, ob sich jemand als Zeitzeuge zur Verfügung stellen würde, auf bestehende Kontakte zu einer ihm bzw. ihr bekannten Person verwiesen werden konnte. Es galt aber trotzdem auch immer wieder Rückschläge hinzunehmen. Die Reaktionen auf unsere Anfragen waren recht ambivalent, einige Kontakte verliefen wieder im Sande und längst nicht jeder Angefragte wollte bei dem Projekt kooperieren.

Die Gründe für diese Ablehnung sind dabei sehr unterschiedlich:

Mehrfach wurde das Projektziel bezweifelt und keinerlei Sinn in unserer Arbeit gesehen, O-Ton: „Das interessiert doch heutzutage niemanden bzw. hat bisher niemanden interessiert“. Manchmal wurde auch deutlich, dass die Angefragten nicht über diese Zeit ihres Lebens sprechen können, da der 1989/90 erfolgte Bruch in der eigenen Biographie zu groß war und vielleicht bis heute ist. Die Abwehrhaltung gegenüber dem Projekt und der Beschäftigung mit der eigenen Geschichte wurde bei einem Telefonat sehr deutlich, in dem der Vorwurf geäußert wurde, man wolle „alles in den Dreck ziehen und Biographien zerfleddern“.

Diese Aussage belegt, dass wir mit der unmittelbaren Zeitgeschichte arbeiten und wie groß das Misstrauen und die Angst hinsichtlich einer Wertung von außen sind. Das ist bei jedem Interview auf vielfältige Weise immer wieder deutlich geworden. Diese Interviews sind zwar als subjektive Quellen

zu betrachten und die getätigten Äußerungen zum Standort mithilfe von Recherchen schriftlich zu belegen. Aber es ist in keiner Weise Intention dieses Zeitzeugenprojekts, die Biographie der interviewten Personen zu diskreditieren. Andere Angefragte waren dem Projekt mehr zugetan, bei einigen hatte es den Anschein, als hätten sie Jahre darauf gewartet, ihre Geschichte interessierten Zuhörer/innen erzählen zu dürfen.

Wir sind bei diesem Projekt nicht nur interessierte Wissenschaftlerinnen, wir sind auch Lernende. Dieses stetige Lernen unsererseits, den Interviewern und den projektbeteiligten Wissenschaftlern, ist bei dem gesamten Projektverlauf eine große Stütze gewesen:

Mit jeder weiteren Information wurde nicht nur der eigene Kenntnisstand erweitert, sondern auch der vorab entwickelte und auf jeden Interviewpartner zugeschnittene Fragenkatalog spezifischer. Verbindungen, die sich vorher nicht aufzeigten, der Kontext, der manchmal nicht richtig greifbar war, Chronologie und Strukturen haben sich im Verlauf der einzelnen Interviews immer weiter aufgeschlüsselt. Hierdurch konnten wir, die wissenschaftlichen Kräfte des PRO-RA-ZENTRUMs, in den Gesprächen immer konkreter nachfragen bzw. Äußerungen ganz anders aufgreifen.

Die Vorbereitung der Interviews

Vor jedem Interview wurde mit dem jeweiligen Zeitzeugen oder der Zeitzeugin noch einmal telefonisch der persönliche Kontakt aufgenommen, um vor dem geplanten Inter-

viewtermin den Ablauf gemeinsam durchzugehen und noch offen gebliebene Fragen beiderseits zu klären.

Dieses diente dabei nicht nur dem Informationsaustausch, sondern war uns auch ein Anliegen, um Missverständnissen im Hinblick auf unsere Motive und Interessen vorzubeugen und den Zeitzeugen ein Gefühl der Sicherheit zu geben.

Sicherheit bezogen auf den Verlauf des Interviews, als auch -und das lag vielen unserer Partner besonders am Herzen- im Hinblick auf die Projektintention und die zukünftige Verwendung ihrer Lebensgeschichte und Erzählungen. Viele Interviewpartner hatten anfänglich Sorge hinsichtlich der weiteren Verwendung ihrer Aussagen; sie sahen sich in der Bild-Zeitung zitiert oder in der nächsten Histotainment-Sendung. Hierzu haben wir – ergänzend zu der Erklärung der Bundesstiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur was Nutzung und Archivierung der Interviews anbelangt - eine eigene Einverständniserklärung verfasst. In dieser sind Sinn, Zweck und Ziele der Interviews festgehalten und die weitere Verwendung des Materials geschildert. Diese Unterlagen wurden in doppelter Ausführung ebenso vor dem Interviewtermin dem Gesprächspartner zugeschickt, mit der Bitte, eine Ausfertigung unterschrieben zum vereinbarten Treffen mitzubringen und uns wieder auszuhändigen. Die Rückgabe dieser Unterlagen erfolgte als Einstieg vor den Interviews. Da die Zeitzeugen sich ebenfalls auf das Gespräch vorbereitet und beispielsweise Unterlagen und Erinnerungsstücke aus ihrer Militärzeit

nach langer Zeit wieder hervorgeholt hatten, gab es gleich zu Beginn einen regen Austausch.

Obwohl es im militärischen Sperrgebiet und den einzelnen militärischen Objekten verboten war zu fotografieren, haben wir nun auch eine bunte Sammlung von Aufnahmen zum jeweiligen Kasernenleben und den verschiedensten Standortphasen. Dieser Austausch der Unterlagen unmittelbar vor Interviewbeginn wurde für uns zu einem guten und hilfreichen Einstiegsritual. Zum Einen, um die vorhandene Hemmschwelle und Aufregung bei den Zeitzeug/innen, die trotz Vorbereitung und Bereitschaft zum Interview vorhanden war, abzubauen. Zum Anderen waren somit die Formalitäten erledigt und alle Beteiligten konnten sich intensiv auf das Interview konzentrieren. Da die Gespräche zumeist zweieinhalb Stunden dauerten und beide Seiten manches Mal danach ziemlich erschöpft waren, wäre dieses Prozedere am Ende auch nur störend gewesen.

Die Durchführung der Interviews

Als Arbeitsmethode wurde das lebensgeschichtliche Interview gewählt. Bei dieser Form des Interviews gibt der Zeitzeuge oder die Zeitzeugin nach einer kurzen Vorstellung: „Mein Name ist, ich bin geboren in... am...“ zunächst einen selbstbestimmten Abriss seiner bzw. ihrer Lebensgeschichte. Er/Sie schildert dabei selbstständig den persönlichen Werdegang, die biographische Verknüpfung mit Prora sowie seine oder ihre Erlebnisse, Beweggründe, Motiva-

tionen und Gedankengänge.

Erst danach steigt die interviewende Person in das Gespräch mit ein, stellt bis dahin noch offen gebliebene Fragen aus dem vorab angefertigten Fragenkatalog und geht auf einzelne Schilderungen genauer ein. Wir haben uns für diese Methode entschieden, um uns nicht möglicherweise selber durch eine zu starre und zu fokussierte Zuspitzung des Gesprächsthemas und des Fragenkatalogs wichtige Informationen oder Hinweise zur Standortgeschichte Proras zu nehmen.

Damit unsere Interviewpartner/innen in dieser für sie sowohl ungewohnten als auch oftmals emotional anstrengenden Situation nicht weiterem Druck ausgesetzt waren, wurde auch der zeitliche Rahmen offen gehalten. Im Schnitt haben wir mit diesem Konzept Interviews geführt, die etwa zwei bis drei Zeitstunden dauerten. Diese offene Interviewstruktur hat es unseren Partnern im Übrigen erleichtert, die mitlaufende Kamera zu vergessen und, was für uns und auch den späteren Interviewschnitt hilfreich war, in einen recht strukturierten Erzählfluss zu kommen.

Verschiedene Äußerungen, wie: „Das hatte ich ja ganz vergessen“ oder „Mir fällt gerade noch ein“, haben uns zudem in unserer Methodenwahl bestätigt. So mancher Zeitzeuge war selber überrascht, was für Anekdoten und Erlebnisse, aber auch Namen und Orte in der Erinnerung wieder zum Vorschein kamen und wie schnell die Zeit damit gefüllt war. Es wurden Einzelheiten und Kleinigkeiten in den geschilderten Er-

innerungen benannt, die möglicherweise durch gesteuerte Frage-Antwort-Gespräche wie beispielsweise beim so genannten „Experteninterview“ nicht hätten reaktiviert werden können.

Erste Eindrücke

Auffallend waren bereits bei der Projektdurchführung die unterschiedlichen Erzählstile, die sich durch die Interviews ziehen. Dies fiel besonders im Bezug auf die Einflechtung des persönlich Erlebten in die Geschichte des Standorts auf.

Interessanterweise haben gerade die Zeitzeugen, die über die Anfangsjahre in Prora berichten können, einen ganz anderen Erzählstil als die späteren Jahrgänge. Stehen bei den späteren Interviewpartnern verstärkt sie selbst und ihre persönlichen Eindrücke im Vordergrund, ist es bei den Zeitzeugen der Anfangsjahre genau umgekehrt. Im Vordergrund der Interviews steht hier der Militärstandort Prora, sein Werden und dessen Fortentwicklung. Die frühen Zeitzeugen haben genauso ein lebensgeschichtliches Interview gegeben. Abgesehen vom umrissenen militärischen Werdegang und der jeweiligen Motivation, mit der sie sich zum Dienst bei den Polizeibereitschaften, der Kasernierten Volkspolizei oder der Nationalen Volksarmee meldeten, ist der Erzähler selbst hier allerdings viel weniger greifbar. So wie sich der persönliche Erzählstil verändert, so unterscheiden sich auch mit jedem fortschreitenden Jahr immer mehr die Motivationen, die, bezogen auf die regulär dienstleistenden Kräfte, die Zeitzeugen zum Militär geführt haben.

Bei den frühen Jahrgängen von 1949 bis 1956 ist es zunächst vor allem die Gestaltung einer neuen Ordnung. Geprägt durch gemachte Kriegserfahrungen ist es die Suche nach Struktur und Beständigkeit sowie die Schaffung eines neuen Militärs als Notwendigkeit für Sicherheit.

Bei den nachfolgenden Generationen, die ab 1956 ihren Dienst freiwillig mit langjähriger Verpflichtung in der Nationalen Volksarmee leisten, ist es eine immer stärker werdende Begeisterung für das Militär selbst. Hierbei sind sowohl die Karrieremöglichkeiten als auch das Bild des Klassenfeinds und der Wunsch nach Verteidigung des Vaterlands vor dem faschistischen Westen zu nennen.

Auch bei den ab 1962 eingezogenen Wehrpflichtigen spiegelt sich dies zumeist wider, die sich zwar nicht für Jahre verpflichten, ihre 18-monatige Einberufung aber als begründete Notwendigkeit verstehen. Auch im Hinblick auf Studienplatz und zukünftige Karriere wird der Militärdienst als notwendiges Übel in Kauf genommen. Entsprechend wenig kritisch wird in dieser Zeitzeugengruppe von ihrer Zeit in Prora berichtet.

Anders gestaltet sich das bei den Zeitzeugen, die den Wehr- und Waffendienst sowie alles Militärische für sich ablehnten und als so genannte Bausoldaten eingezogen wurden. In der ehemaligen DDR gab es keine zivile Alternative zum Wehrdienst und Kompletต์verweigerung wurde mit Gefängnisstrafen geahndet. Ab 1964 gab es die Möglichkeit eines waffenlosen Dienstes als

Bausoldat, der allerdings innerhalb des Militärs abgeleistet werden musste. Da er somit keine wirkliche Alternative zum Wehrdienst darstellte und mit vielen Entbehrungen verbunden war, sind sowohl die Schilderungen als auch die Betrachtungen bei diesen Interviews sehr kritisch. Auch hier unterscheiden sich die frühen Jahrgänge von den späteren, allerdings weniger im Hinblick auf die jeweilige Motivation, sondern vor allem im Bereich der zu leistenden Tätigkeiten und den gemachten Erfahrungen mit Vorgesetzten. Waren ab Mitte der 1960er Jahre nur kleine Einheiten von ca. 20 Bausoldaten hier vor Ort als Heizer etc. eingesetzt, nimmt mit der später steigenden Anzahl auch die Überwachung und Kontrolle durch die Vorgesetzten immer mehr zu. Besonders die Jahrgänge, die zum Bau des Hafens Mukran in Bataillonsstärke in den 1980ern nach Prora kamen und ihn somit zeitweise zum größten Bausoldatenstandort der DDR machten, sind von erheblicheren Einschränkungen und Disziplinarmaßnahmen betroffen gewesen.

Es gibt einige Interviews, in denen unsere Gesprächspartner/innen völlig unverhofft von ihren Erinnerungen und wieder aufbrechenden Emotionen überrollt worden sind. Insbesondere die Gespräche mit den zwei zu Beginn erwähnten Ehefrauen ehemaliger Bausoldaten zeichnen dies sehr deutlich nach, gerade weil der Gang ihrer Ehemänner zum Militär kein freiwillig gewollter, sondern ein der Not gehorchender war.

Das Spektrum an Erfahrungen, die Erzählperspektive und der Interviewstil ist bei keiner der vorab angesprochenen Gruppen

so heterogen, wie bei den Bausoldaten. Die hier vorgestellten Zeitzeugengruppen waren vielfach zur gleichen Zeit in Prora. Trotzdem hat jeder Einzelne von ihnen seine Zeit hier in einer ganz anderen Intensität erlebt, die Abläufe und Umstände anders wahrgenommen und jeder von ihnen ist verändert aus Prora wieder zurückgekehrt.

Trotz der sehr unterschiedlichen Erzählungen ist ihnen allen eines gemein:

Sie alle schildern Prora als einen für sie auch über die Militärzeit hinaus sehr prägenden Ort. Als Charakteristika wurden hierbei sowohl die abgeschiedene Lage, die militärische Entwicklung als auch die vorherrschende strenge Disziplin bzw. der harte Drill des Standorts Prora benannt. Jedes Interview, ob distanziert oder emotional geführt, hebt durch seine ihm eigene Art und Weise die Besonderheiten des Militärstandortes Prora hervor.

Damit haben wir mit diesen Zeitzeugeninterviews sowohl für die Bildungsarbeit als auch für unsere zukünftige Dauerausstellung eine multiperspektivische Basis geschaffen. Es ist uns gelungen, die ersten Sequenzen zu einem umfassenden und repräsentativen Querschnitt einzufangen, den wir mit der nun folgenden Auswertung und weiteren Interviews fortlaufend vervollständigen werden, um die Geschichte des Militärstandorts Prora in all ihren Facetten dokumentieren und darstellen zu können.

Über die Autorin:

Birte Kröncke hat Politik- und Geschichtswissenschaften (Magister) an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg studiert und war Honorarkraft in der Besucherbetreuung in Oldenburger Landesmuseen, Schulreferentin beim Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. in Bremen, seit 2011 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im PRORA-ZENTRUM

Das PRORA-ZENTRUM forscht ständig zu historischen Themen und publiziert deren Ergebnisse in vielfältiger Weise. Für neue Ausstellungs- und Seminarräume des Vereins ist die Sanierung des Gebäudeabschnittes neben der Jugendherberge Prora geplant. Seit 2008 unterhält das PRORA-ZENTRUM eine kleine Ausstellung in der Mitte des Blocks 5, im Winter in reduzierter Form in der Rezeption des Jugendzeltplatzes.

Mit dem PRORA-ZENTRUM kann die doppelte Geschichte des Ortes entdeckt werden. Die Bildungsangebote umfassen verschiedene Themenfelder der NS- und DDR-Geschichte und können individuell auf Wünsche der Gruppen und Projektpartner zugeschnitten werden. Historische Rundgänge durch das Gelände bietet der Verein im Sommer regelmäßig zu festen Zeiten für Einzelbesucher an, ganzjährig können Gruppen Rundgänge sowie die übrigen Bildungsangebote buchen. Übernachtungsmöglichkeiten bestehen vor Ort in der Jugendherberge Prora sowie auf dem angeschlossenen Jugendzeltplatz.

Weitere Informationen unter:

PRORA-ZENTRUM Bildung-Dokumentation-Forschung

Mukraner Str. 12, D-18609 Prora / Binz

Tel.: +49(0)162-7350307

Lernen aus der ■ Geschichte ■

PRORA-ZENTRUM Bildung- Dokumentation-Forschung

Seit 2001 ist der Verein PRORA-ZENTRUM in Prora tätig. Ausgehend von der doppelten Geschichte des Ortes - der NS- und der DDR-Geschichte - bietet das PRORA-ZENTRUM für Jung und Alt historisch-politische Bildungsarbeit an. Die Bildungsarbeit zielt darauf ab, Jugendliche und Erwachsene durch die Beschäftigung mit der regionalen Zeitgeschichte Proras, der Insel Rügen und Mecklenburg-Vorpommerns zu befähigen, größere historische Zusammenhänge zu erfassen, zu analysieren und einzuordnen.

Mit Schulen der Region hat der Verein engen Kontakt. Die Vernetzung mit anderen Institutionen, die Gedenkstättenarbeit und die projektbezogene Zusammenarbeit mit in- und ausländischen Partnern betreibt die Bildungseinrichtung seit ihrem Bestehen.

Das PRORA-ZENTRUM forscht ständig zu historischen Themen und publiziert deren Ergebnisse in vielfältiger Weise. Für neue Ausstellungs- und Seminarräume des Vereins ist die Sanierung des Gebäudeabschnittes neben der Jugendherberge Prora geplant. Seit 2008 unterhält das PRORA-ZENTRUM eine kleine Ausstellung in der Mitte des Blocks 5, im Winter in reduzierter Form in der Rezeption des Jugendzeltplatzes.

Mit dem PRORA-ZENTRUM kann die doppelte Geschichte des Ortes entdeckt werden. Die Bildungsangebote umfasse

Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

verschiedene Themenfelder der NS- und DDR-Geschichte und können individuell auf Wünsche der Gruppen und Projektpartner zugeschnitten werden. Historische Rundgänge durch das Gelände bietet der Verein im Sommer regelmäßig zu festen Zeiten für Einzelbesucher an, ganzjährig können Gruppen Rundgänge sowie die übrigen Bildungsangebote buchen. Übernachtungsmöglichkeiten bestehen vor Ort in der Jugendherberge Prora sowie auf dem angegliederten Jugendzeltplatz.

Weitere Informationen unter:

PRORA-ZENTRUM Bildung-Dokumentation-Forschung

Mukraner Str. 12, D-18609 Prora / Binz

Tel.: +49(0)162-7350307

info@prora-zentrum.de

www.prora-zentrum.de

Die Nationale Volksarmee (NVA) und ihre gesellschaftliche und politische Bedeutung

Von Rüdiger Wenzke

Die Nationale Volksarmee bildet nicht nur ein Teil der deutschen Militärgeschichte des 20. Jahrhunderts, sondern sie ist auch untrennbar mit der Geschichte der DDR verbunden. Oder anders ausgedrückt: Die Geschichte der DDR wäre ohne die Geschichte ihres Militärs unvollständig. Ohne genaue Kenntnisse über das Verhältnis von Militär, Staat und Gesellschaft sind ein Verstehen des SED-Regimes und eine historische Bewertung desselben nicht möglich. Das ist keine neue Erkenntnis. Dennoch wird die Rolle des ostdeutschen Militärs und der gesellschaftlichen Militarisierung in der DDR in Darstellungen über den SED-Staat bis heute oftmals nur am Rande erwähnt oder gar nicht thematisiert.

Dabei hat es die Geschichte der NVA verdient, sachlich und kritisch aufgearbeitet zu werden, weil sie mitunter nicht nur spannend sein kann und noch so manches Geheimnis in sich birgt, sondern weil sie auch unmittelbar mit den Lebensgeschichten von über 2,5 Millionen DDR-Bürgern verbunden ist. Diese hatten nämlich von den 1950er Jahren bis 1990 das zweifelhafte Vergnügen, ganz individuell Bekanntschaft mit der NVA zu machen – als Freiwillige, Grundwehrdienstleistende, Zeitsoldaten und Berufssoldaten. Deren Vergangenheit und Erinnerung ist bis heute höchst lebendig und bietet ein breites, oftmals sogar wid-

ersprüchliches Bild über die NVA.

Vor diesem Hintergrund stellte sich die Militärgeschichtswissenschaft in der Bundesrepublik nach 1990 den Herausforderungen einer wissenschaftlichen Aufarbeitung der NVA-Geschichte. Das Militärgeschichtliche Forschungsamt (MGFA) in Freiburg – seit 1994 in Potsdam beheimatet – ist dabei ein Vorreiter. 1998 wurde der Forschungsbereich „Militärgeschichte der DDR im Bündnis“ eingerichtet. Im Jahr 2000 begann in Zusammenarbeit mit dem Christoph Links Verlag die Herausgabe einer eigenständigen Buchreihe zur Militärgeschichte der DDR. Seitdem sind allein in dieser Reihe 21 Bände erschienen.

Die DDR-Volksarmee als Instrument der Herrschaftssicherung der SED

Die Streitkräfte in Gestalt der am 18. Januar 1956 offiziell gegründeten Nationalen Volksarmee waren für die SED ein unerlässliches Instrument ihrer Herrschaftssicherung nach außen und nach innen. Sie stellten das bedeutendste bewaffnete Organ der DDR und das Kernstück der ostdeutschen Landesverteidigung dar. Die NVA wurde von der Partei geführt und handelte im Sinne der SED-Politik sowie nach den Vorgaben der sowjetischen Führungsmacht. Der Auftrag der NVA bestand seit ihrer Gründung darin, eingebunden in die Militärkoalition des Warschauer Paktes sowie der sowjetischen Militärdoktrin folgend, die „sozialistischen Errungenschaften“ in der DDR und im Ostblock gegen alle bewaffneten Angriffe zu schützen. Walter Ulbricht, bis 1971 Erster

Sekretär des Zentralkomitees (ZK) der SED und zudem Vorsitzender des Staatsrates und des Nationalen Verteidigungsrates (NVR) der DDR, hatte in diesem Kontext bereits in den 1960er Jahren verkündet, die NVA sei bereit, im Falle der Entfesselung einer „imperialistischen Aggression“, den Feind „auf seinem eigenen Territorium zu vernichten“.

Starke Streitkräfte in der DDR sollten aber nicht nur jeden Aggressor in die Schranken weisen und zerschlagen. Die NVA als Parteiarmee hatte auch eine nach innen gerichtete systemstabilisierende und systemerhaltende Aufgabe. Dem dienten ihre Einsatzplanung gegen „innere Feinde“ in der DDR, aber auch das seit 1961 vom Verteidigungsministerium mit auf- und ausgebaute menschenverachtende Grenzregime an der deutsch-deutschen Grenze und in Berlin einschließlich der Grenztruppen, die bis 1973 offizieller Bestandteil der NVA waren.

Zur Durchsetzung des Machtanspruchs der SED trug nicht zuletzt die innenpolitische Sozialisierungsfunktion der Armee bei, die repressive Elemente beinhaltete. Insbesondere seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1962 hatte sich die NVA als „große Schule der sozialistischen Erziehung“ zu beweisen, in der mittels politischer Erziehung, ideologischer Indoktrination und harter Disziplinierung „sozialistische Soldatenpersönlichkeiten“ geformt werden sollten, die in fester Treue zu Partei und Staat standen. Darüber hinaus bildete die DDR-Volkarmee eine Institution mit dogmatisch-konservativen Denk- und Verhaltensweisen,

die die Militarisierung der Zivilgesellschaft vorantrieb.

Militär und Militarisierung in der DDR-Gesellschaft

Das ostdeutsche Militär war im Selbstverständnis der SED ein Wesensmerkmal der sozialistischen Gesellschaft in der DDR. Und in der Tat bezeugen die Vielfalt der militärischen Organe und die Vielzahl ihrer Angehörigen, dass wir es hier mit einem tragenden Element der DDR zu tun haben. In den militärischen und paramilitärischen Organen der DDR waren relativ mehr Menschen erfasst, als in jedem anderen Staat des Warschauer Paktes, einschließlich der Sowjetunion. Einige Historiker gehen davon aus, dass etwa 20 Prozent der knapp zehn Millionen Erwerbstätigen in der DDR in militärischen oder paramilitärischen Strukturen tätig waren. Dabei wurden solche „Tätigkeiten“ wie „Freiwilliger Helfer der Volkspolizei“, „Freiwilliger Helfer der Grenztruppen“ und „Inoffizieller Mitarbeiter“ (IM) des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) nicht einmal mitgezählt. Die bewaffneten Organe operierten freilich nicht nur auf einer breiten personellen Basis, sondern reichten mit ihren Exekutoren bis in die höchsten politischen Ränge des SED-Staates hinein. Verteidigungsminister Heinz Hoffmann war von Anfang der 1970er Jahre bis zu seinem Tod 1985 Mitglied des SED-Politbüros, andere Generale und Offiziere gehörten dem Zentralkomitee der Partei an. Das Militär hinterließ in der DDR überall deutliche Spuren, so beispielsweise im Bil-

dungssystem. Dessen Indienstnahme im Sinne einer Militarisierung der Gesellschaft zeigte sich u.a. an der durchgängigen Relevanz von Militärthemen vom Kindergarten bis zur Berufs- und Hochschulausbildung. Lehrer, Erzieher, Ausbilder, die Massenorganisationen Freie Deutsche Jugend (FDJ) und Gesellschaft für Sport und Technik (GST) sowie andere Institutionen und Organisationen arbeiteten dabei Hand in Hand. Formen der gesellschaftlichen Militarisierung zeigten sich bereits in den Kindermagazinen „Bummi“ und „Frösi“. Deutlich sichtbare Zeichen waren darüber hinaus u.a. die „Hans-Beimler-Wettkämpfe“ der FDJ, der Wehrunterricht an den Schulen sowie die militärischen Pflichtausbildung der Studenten an den Universitäten, Hoch- und Fachschulen. Hinzu kam die umfangreiche Präsenz der NVA in der Gesellschaft in Form von Paraden und anderen zeremoniellen, Patenschaften und Medienauftritten. Dennoch befand sich die staatlich verordnete Interaktion von Armee und Gesellschaft in einem Dilemma. Ein zum Teil seltsam anmutender Geheimhaltungswahn der Militärs stand dem Bemühen um Integration und Rückhalt in der Gesellschaft gegenüber. Wirkliche Anerkennung in der Bevölkerung konnte sich die NVA offenbar nur mit ihren Sportlern, mit dem NVA-Offizier und erstem Deutschen im All Sigmund Jähn sowie mit ihrer Einsatzbereitschaft und Unterstützung bei der Bekämpfung von Katastrophen, Havarien und Wetterunbilden erringen. Insbesondere bei Hilfeinsätzen trug sie tatsächlich Züge einer Volksarmee. Sie war

aber dennoch keine Armee des Volkes, weil das Volk keinen Einfluss auf sie ausüben konnte. Das Volk und seine Legislative besaßen keine Möglichkeit der Kontrolle und Einflussnahme. Alle wichtigen militärischen und militärpolitischen Entscheidungen wurden allein von der SED-Führung getroffen, die dabei zumeist auf „Empfehlung“ der Sowjetunion handelte. Da auch ein offener Dialog zwischen „Soldaten“ und „Zivilisten“ gar nicht erwünscht war, blieb die NVA für die meisten DDR-Bürger/innen ein mehr oder weniger geduldetes Übel. Erst im Verlauf der Friedlichen Revolution im Herbst 1989, die auch zu einer demokratischen Öffnung des ostdeutschen Militärs führte, wurde die NVA ihrem Namen wirklich gerecht. Bis dahin war sie eine Parteiarmee im Dienste der SED.

Von der verdeckten Aufrüstung zu regulären Streitkräften

Allerdings wird der Mythos von der „Armee des Volkes“ bis heute von ehemaligen Führungskräften der NVA verbreitet. Diese Kräfte versuchen – wider besseres Wissen – auch andere sozialistische Mythen aus der DDR über die ostdeutsche „Arbeiter- und Bauern-Armee“ zu pflegen. Dazu gehört u.a. die These, dass die NVA im Januar 1956 ausschließlich als Reaktion auf die weniger Monate zuvor erfolgte Gründung der Bundeswehr entstanden sei. In Wirklichkeit existierte in der DDR nach der Vorgabe Josef Stalins „Volksarmee schaffen – ohne Geschrei“ bereits ab 1952 mit fast 110.000 Mann eine relativ starke militärische Truppe, die mit Panzern, Flugzeugen und an-

derem Großgerät ausgerüstet und nach sowjetischem Vorbild strukturiert war – die Kasernierte Volkspolizei (KVP).

Die Aufrüstung in der DDR unter dem Deckmantel kasernierter Polizeiformationen ist übrigens untrennbar mit der Geschichte Proras verbunden. Die Zeit der Nutzung Proras durch das ostdeutsche Militär beginnt bekanntlich bereits im Jahr 1949. Zu diesem Zeitpunkt wurde dort eine Infanterieschule mit einer Personalstärke von knapp 1.000 Mann eingerichtet. 1950 entstand aus dieser Schule eine „gemischte Bereitschaft“, die einen regimentsähnlichen Truppenkörper mit etwa 1.800 Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren darstellte. Die Führung dieser kasernierten „Volkspolizei-Bereitschaft“ in Prora hatte der legendäre Inspekteur (später Oberst) Werner Pilz inne. Unter seiner Regie entstand nach und nach ein riesiger Militärstandort auf Rügen, obwohl es offiziell noch gar kein Militär in der DDR gab. Ab 1953 war in Prora ein Großteil der 8. Infanteriebereitschaft der KVP mit rund 8.000 Mann stationiert, so u.a. das sogenannte B-Kommando (Artillerieregiment), ein C-Kommando (Panzerregiment) ein Panzerlehrbataillon sowie Flak-, Aufklärungs- und Pioniertruppenteile. Zwar wurde im September 1953 für den Stab der Bereitschaft die Bezirksstadt Schwerin festgelegt. Dennoch blieb Prora in den 1950er Jahren einer der größten Standorte des ostdeutschen Militärs und damit ein Symbol der geheimen Aufrüstung in der DDR.

1956 bildete sich aus der bisherigen Infanteriebereitschaft die 8. Infanteriedivision und kurze Zeit später die 8. Motorisierte Schützendivision (MSD) der NVA, von der anfangs noch vier Regimenter in Prora stationiert waren. In den 1960er Jahren kam es dann zu umfangreichen Verlegungen von Truppenteilen und Einheiten der 8. MSD von Prora in neue Standorte, so u.a. nach Goldberg, Karow oder Rostock. Diese und andere Struktur- und Standortveränderungen sollten vor allem der Erhöhung der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der NVA dienen, um die ihr im Rahmen des Warschauer Paktes übertragenden Aufgaben besser erfüllen zu können.

Die NVA als moderne Koalitionsarmee

Die NVA galt spätestens seit Ende der 1960er Jahren als eine professionelle, gut ausgerüstete und gut ausgebildete Armee. Sie verfügte in der Folge über mehr als 2.500 Panzer, über 6.000 gepanzerte Fahrzeuge, etwa 300 Kampfflugzeuge und fast 100 Schiffe. Die NVA besaß Kernwaffeneinsatzmittel, hatte jedoch keinen eigenen Zugriff auf Kernsprengköpfe. Die DDR-Volksarmee war allerdings mehr als eine Ansammlung militärischer Verbände und Truppenteile. Sie war auch eine staatliche Großorganisation mit eigenen Kulturhäusern und -ensembles, Sportzentren und Sportklubs, Erholungs- und Ferienheimen, einer eigenen Militärischen Handelsorganisation (MHO), einem eigenen Wohnungsbestand, riesigen Forstflächen, einem Gefängnis sowie mit 6 Kinderferienlagern.

Die NVA kostete der DDR Ende der 1980er Jahre über 12 Milliarden DDR-Mark pro Jahr.

Der Personalbestand der NVA war militärisch und politisch insgesamt hinreichend qualifiziert. Die Offiziere wurden an Offiziersschulen der Teilstreitkräfte ausgebildet, denen in den 1970er Jahren der Hochschulstatus verliehen worden war. Mehrere Lehr- und Forschungseinrichtungen, so u.a. die Militäarakademie „Friedrich Engels“ in Dresden, bildeten jährlich hunderte Offiziere weiter. Bis Mitte der 1980er Jahre hatten zudem rund 2.400 Offiziere einen Abschluss an sowjetischen Militäarakademien erworben. Fast 300 Offiziere erhielten die Möglichkeit, die Generalstabsakademie der UdSSR zu besuchen, die höchste Ausbildungsstätte im Warschauer Pakt. Die sogenannten Militärkader waren zu fast 100 Prozent Mitglied der SED und in ihrer überwiegenden Mehrheit der Partei treu ergeben. Ein weitverzweigter Polit- und Parteiapparat sorgte in den Streitkräften – vom Wehrpflichtigen bis zum General – für eine permanente politische und ideologische Indoktrination sowie für die konsequente Durchsetzung der jeweiligen SED-Politik.

„Sozialistische Soldatenpersönlichkeiten“ – Wunschkonstrukt der SED

Wer zur „Fahne“ kam, wie die NVA zumeist umgangssprachlich bezeichnet wurde, kannte zwar die allgegenwärtigen Propagandafloskeln von den „Soldaten des Volkes“, hatte aber sonst kaum eine Vorstellung vom realen Alltag in den Streitkräften. 1962

wurde der Wehrdienst für alle jungen männlichen DDR-Bürger zur Pflicht und damit zum festen Bestandteil einer quasi vom Staat vorgezeichneten Biografie. Kindheit und Jugend führten auf dieses Lebenssegment zu. Der Wehrdienst stand für die meisten jungen Männer an der Schwelle zum Erwachsenensein. Die Dauer des Grundwehrdienstes betrug 18 Monate. Die jungen Grundwehrdienstleistenden erwartete in der NVA eine neue Welt. Sie war geprägt durch ungewohnte psychische und physische Belastungen in der Ausbildung, stupide politische Erziehung, rigide Kasernierung und eine strenge militärische Ordnung und Disziplin. Nicht wenige junge Männer kamen aber auch während ihrer Dienstzeit erstmals mit Kultur, Literatur und Kunst in Berührung. Andere lernten während der Armeezeit die Frau ihres Herzens kennen oder schlossen Freundschaften mit Menschen, denen sie ohne den Armeedienst nie begegnet wären. Dennoch vergaß kein Wehrpflichtiger, dass er unter Zwang zur Fahne gerufen wurde. Für ihn ging es darum, sich einerseits zu arrangieren, andererseits dem System Paroli zu bieten, indem man sich zu jeder bietenden Gelegenheit der scheinbaren Allmacht der Vorgesetzten und der Partei entzog.

Die inneren Verhältnisse der NVA waren überwiegend rigide und gegen die individuelle Persönlichkeit, insbesondere der einfachen Soldaten, gerichtet.

Sie waren auch eine Folge des für die NVA nach sowjetischem Vorbild festgelegten hohen Grades der Gefechtsbereitschaft, denn die damit verbundene ständige Präsenz von

85 Prozent des Personalbestandes bestimmte entscheidend das Leben in den Kasernen. Der Gewährleistung dieser hohen Gefechtsbereitschaft wurde alles andere untergeordnet.

Bildete die Gefechtsausbildung den Hauptinhalt der militärischen Tätigkeit, so galt die Menschenführung in der DDR-Volksarmee als ein Hauptfeld für die Festigung der inneren Verhältnisse, mit denen jeder Soldat konfrontiert wurde. Die Menschenführung im NVA-Sinne war vor allem als kollektive „politisch-ideologische Erziehung“ konzipiert. Theoretisch sollte in der NVA geführt werden, indem man den Soldaten unter anderem „kameradschaftliche und verständnisvolle Hilfe“ erwies und sie zum „verantwortungsbewussten Handeln“ erzog. Aber diese „sozialistische Menschenführung“ wurde oft durch tradierte Umgangsformen ersetzt oder ergänzt. So begleiteten schikanöse Demütigungsformen und eine gewollte Entindividualisierung die Soldaten der NVA von ihrer Einberufung bis zur ihrer Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst. Dazu gehörten Appelle, die unmotiviert und nach Dienstschluss stattfanden ebenso wie willkürliche Einschränkungen der Essen- und Freizeit, die genüssliche und überkorrekte Suche nach Schmutz, Putzarbeiten aller Art auf entwürdigende Weise oder das Umkippen von Spinden, Mülleimern und Betten in der Stube. Das von der SED angestrebte und in der Truppe propagierte Idealbild der „sozialistischen Soldatenpersönlichkeit“ blieb Fiktion.

Nonkonformität und widerständiges Handeln in der NVA

In der NVA gab es zu jeder Zeit Formen des Widerspruchs, Nonkonformität und widerständiges Verhalten. Höhepunkt eines solchen Verhaltens von Armeeangehörigen war der „Prager Frühling“ 1968. Mehrere hundert Armeeangehörige, darunter viele SED-Mitglieder in Uniform, bekundeten offen ihre Sympathie mit den Reformen Alexander Dubceks und brachten ihre Ablehnung des Truppeneinmarsches vom 21. August zum Ausdruck. Sie wurden dafür innerhalb der SED sowie dienstlich und strafrechtlich verfolgt.

Die Niederschlagung des „Prager Frühlings“ setzte darüber hinaus auch Prozesse in Gang, die bis in das Jahr 1989 führten. So verstärkten sich beispielsweise vor dem Hintergrund der Entspannungspolitik die „ideologischen Abweichungen“ von Berufssoldaten, in deren Folge es zu vermehrten Parteiaustritten und Dienstentpflichtungen kam. Im Alltag der wehrdienstleistenden Soldaten und Unteroffiziere zeigten sich dagegen Nonkonformismus und Verweigerung in anderen Formen. Diese reichten von politisch motivierten Formen der „EK“ (Entlassungskandidaten)-Bewegung bis zur Fahnenflucht. Nachhaltigsten Ausdruck fand widerständiges Verhalten in der NVA durch die Wehrdienst- und Waffendienstverweigerung. Totalverweigerer, die jegliche Art von Wehrdienst verweigerten, und die sogenannten Bausoldaten, die den Dienst mit der Waffe ablehnten, stellten die Zustände in der Armee sowie die kommunistische

Wehrideologie offener an den Pranger als andere aktiv dienende Angehörige der Streitkräfte.

Abweichler und politische Kritiker in den Reihen der NVA wurden besonders rasch als Staatsfeinde abgestempelt, drangsaliert und kriminalisiert. Sie sahen sich einem rigiden Repressionsapparat ausgeliefert. Insgesamt stand mit dem Zusammenspiel von dienstlicher Disziplinierung, sogenannter Parteierziehung und strafrechtlicher Verfolgung ein schlagkräftiges und wirksames Instrumentarium zur Verfügung. Das MfS als politisches Überwachungsorgan agierte Mitte der 1980er Jahre mit fast 2500 hauptamtlichen und etwa 12.500 Inoffiziellen Mitarbeitern innerhalb der Streitkräfte. Der NVA standen zudem Disziplinierungsmittel zur Verfügung, die, wie im Fall des Strafarrestes, es so im zivilen Bereich nicht gab. Im Unterschied zur Bundesrepublik existierten in der DDR eine eigene Militärjustiz sowie eine besondere militärische Strafvolzugseinrichtung. Obwohl die letztgenannte Einrichtung, der sogenannte Armeeknast in Schwedt/Oder, nur eine relativ kleine Dienststelle in der NVA darstellte, spielte sie im Gesamtsystem der Disziplinierung und Repression von Armeeangehörigen eine wichtige Rolle. Das berüchtigte Militärgefängnis hatte vor allem die Aufgabe, Angst unter den Soldaten zu verbreiten. „Dafür kommst Du nach Schwedt“ war eine Drohung, die in den NVA-Kasernen Angst und Schrecken auslöste und die von den Soldaten ernst genommen wurde.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass die NVA

als Institution eine Armee war, die über Jahrzehnte hinweg im Dienste und unter Führung der SED stand. Eine parlamentarische Kontrolle existierte ebenso wenig wie es demokratische Mitgestaltungsmöglichkeiten für die Soldaten in der Armee gab. Erst Ende 1989 zeigten sich in der bisherigen Parteiararmee NVA wichtige Veränderungen sowohl in ihrem Auftrag als auch in den inneren Verhältnissen. Der Polit- und Parteiapparat wurde aufgelöst. Die Überwachungs- und Verfolgungsorgane in der NVA, die lange Zeit auf das alte System eingeschworen waren, brachen in sich zusammen. In den letzten Monaten ihrer Existenz unterlag die NVA noch einem wahrhaft demokratischen Wandlungsprozess. Am 2. Oktober 1990 um 24.00 Uhr endete ihre Geschichte.

Über den Autor:

Dr. Rüdiger Wenzke ist Militärhistoriker, Wissenschaftlicher Direktor am Militärgeschichtlichen Forschungsamt Potsdam (MGFA). Zahlreiche Veröffentlichungen zur Militärgeschichte der

DDR.

Der Zeitzeuge – eine Schimäre?

Von Lutz Niethammer

Vortrag vom 16. November 2012, anlässlich der Tagung von Prora-ZENTRUM „Erfahrungen – Konzepte – Perspektiven. Zeitzeugenberichte in der Bildungsarbeit zur NS- und DDR-Geschichte“. (Transkription: Ingolf Seidel)

Vorstellung: Prof. em. Dr. Lutz Niethammer gilt als der Experte für Oral History und für deutsche Nachkriegsgeschichte, u.a. Herausgeber der Pionierstudie „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1969 (Berlin/Bonn 1983-85). 1973-82 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Essen und 1982-93 an der Fernuniversität in Hagen, 1989-93 in Essen Gründungsdirektor des Kulturwissenschaftlichen Instituts tätig, lehrt seit 1993 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Lutz Niethammer wurde 2005 emeritiert, ist jedoch bis heute am dortigen Historischen Institut und am Imre Kertesz Kolleg für die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert tätig. Wesentliche Mitgliedschaften z.B. in der American Academy of Arts and Sciences und in der International Oral History Association.

Herzlichen Dank für die Einleitung und die Einladung. Ich will vielleicht der Vorstellung zwei Dinge hinzufügen, die wir für das brauchen, was ich sagen möchte. Erstens:

ich bin wohl mit Alexander von Plato und Dorothee Wierling zusammen der Einzige aus dem Westen, der zur Zeit der DDR dort eine erfahrungsgeschichtliche Untersuchung machen konnte. Das war ein ziemlich großes Interviewprojekt mit 150 Befragten; beantragt hatten wir 25 Arbeiter. Da es so schwierig war in der DDR Arbeiter zu finden, haben wir am Ende 150 Lebensgeschichten aus allen Schichten der älteren Generationen aufgenommen. Das war 1987 und war eine, meinen Kopf sehr stark prägende Erfahrung. Darüber hat es 1991 ein Buch mit 30 ausgewählten Lebensgeschichten gegeben, die „Volkseigene Erfahrung“. Das sollten Sie einkalkulieren, dass ich früher sozusagen ein Grenzgänger gewesen bin, der mit vielen Leuten in der DDR an verschiedenen Orten Gespräche geführt hat. Zweitens: ich bin jetzt seit 20 Jahren Mitglied des Kuratoriums der Gedenkstätte Buchenwald und habe in all den Jahren Begleitforschungen zur Erneuerung dieser Gedenkstätte geleitet, denn zu DDR Zeiten gab es nur die Inszenierung von Buchenwald als KZ (und das in einer besonderen, auf deutsche kommunistische Funktionshäftlinge ausgerichteten Lesart), während verschwiegen wurde, dass es zwischen 1945 und 1950 auch ein sowjetisches Speziallager gewesen ist. Das füge ich hinzu, weil ich versuchen werde, einige Bezüge zu dieser Doppelgeschichte herzustellen. Mit anderen Freunden zusammen habe ich in den letzten Jahren auch ein Projekt über einen Kulturkonflikt zwischen Künstlern der Alternativszene und der Stasi in Gera in den

frühen 1980er Jahren gemacht. Wir wollten dort auch die beteiligten Stasi-Offiziere interviewen, insgesamt 24 Personen, die acht Künstler aus der Alternativszene jahrelang drangsaliert haben, aber kein einziger hat sich sprechen lassen. Auch das erzähle ich, weil ich gleich auf kollektive Gedächtnisse als eine machtvolle und ambivalente Überlieferungsform zu sprechen kommen möchte.

Ich hatte einen Vortrag, der relativ theoretisch ausgerichtet war, vorbereitet. Den habe ich gestern Abend weggelegt und habe versucht das, was ich über Gedächtnis und historische Befragungsmethoden sagen wollte, mehr mit Projekt-Erfahrungen und Erinnerungstypen aus der Praxis zu verschneiden.

Ich komme zunächst einmal mit zwei schlechten Nachrichten. Wenn man aus der Geschichtswissenschaft kommt, dann sind Typen wie ich mittlerweile verrentet und meine jüngeren Kollegen halten von den Ausflügen der Historiker zu den sogenannten Zeitzeugen wenig. Meine Generation hat es sozusagen nicht verstanden, den Gehalt dieser Methoden wirklich in die historische Disziplin zu integrieren. Die heute tonangebenden Historiker, darunter durchaus auch meine Freunde, haben ein tiefes Misstrauen gegenüber der Rolle der Zeitzeugen, vor allem in den Medien. Gewöhnlich wird das mit dem schönen Satz ausgedrückt, der Zeitzeuge sei der geborene

Feind des Historikers. Ich habe das nie so empfunden. Ich will nur diese Differenz aufmachen und warnen, wenn Sie heute Oral History-Projekte anstoßen, kommen Sie in stürmisches Gewässer. Vom Fach aus gibt es zwar einen gewissen permissiven Umgang mit solchen Projekten, aber sie werden auf Vorbehalte stoßen, sehr kritisch beäugt und oft nicht ganz ernst genommen werden. Das wollte ich an den Anfang setzen. Natürlich gibt es immer auch ein paar Andere, eine kleine Minderheit von Historikern und Sozialwissenschaftlern, die sich in den letzten vier Jahrzehnten um Methoden der Oral History gekümmert hat. Man muss aber auch sehen, dass sich die Forschungslage und ihre Beziehung zur Öffentlichkeit geändert haben. Das hängt eigentlich nicht primär mit dem zusammen, was auch wir hier zunächst einmal „Zeitzeugen“ nennen wollen, sondern das hängt mit der Verlagerung der Deutungsmacht über die öffentlichen Geschichtsbilder von den akademischen Historikern zu den Medien zusammen. Viele Historiker machen den Fehler, dass sie den Sack schlagen, das ist das Potential zeitgeschichtlicher Zeugen, und den Esel meinen, in der Regel die Geschichtsredakteure des Fernsehens. Das sind ihre eigentlichen Gegner, an die sie einen Gutteil ihrer Zuständigkeit einzubüßen befürchten und dagegen lehnen sie sich auf. Der Streitgegenstand, um den es dabei eigentlich geht, ist also Deutungsmacht und die Zeitzeugen kommen da nur insofern zwischen die Fronten, weil ihre talking heads in den Geschichtsnarrativen der Me-

dien als Authentizitätssurrogate verwandt werden und diese lebendiger und populärer machen als akademische Abhandlungen.

Die zweite schlechte Nachricht: Zeitzeugen gibt es gar nicht. Das ist eine Fiktion und es ist außerdem auch noch eine besondere deutsche Fiktion. Wenn Sie mal versuchen das Wort „Zeitzeuge“ oder auch das Wort „Zeitgeschichte“ in irgendeine andere Sprache zu übersetzen, dann merken Sie schnell, dass das überhaupt nicht geht. Also z.B. „times history“ oder „a witness of time“, das wäre doch alles großer Blödsinn. Es handelt sich um spezifisch deutsche Wortverbindungen, geronnene Worte, wobei das Präfix „Zeit“ zunächst einmal sagen soll: Zeitgenosse einer anderen Zeit. Oder vielleicht auch Zeitgenosse einer anderen und unserer Zeit. Das Nähere lässt das Kürzel „Zeit“ hier offen.

Die Methodik der Oral History handelt aber davon, ob durch individuelle Erinnerungsprozesse, die dokumentiert werden, Elemente in das Geschichtsbild eingearbeitet werden könnten, die ohne eine solche Erinnerungsarbeit zu einer oberflächlichen, einer elitäreren und einer weniger die Rezipienten der Geschichte erreichenden Art der Betrachtung und Vermittlung von Geschichte führen müsste. Lassen Sie mich deshalb einen Vorschlag machen, wie man jenseits dieses Deckelbegriffs ‚Zeitzeuge‘ sich klar machen könnte, wer einem da begegnet, wenn man in die Interviewforschung mit Mit-Lebenden, die aus ihren früheren Wahrnehmungen und ihren Erinnerungen

berichten, hineingeht. Ich will ganz grob vier Typen unterscheiden, was sich hinter der missverständlichen Formel von den „Zeitzeugen“ verbirgt, wenn man mit ihnen arbeitet.

(1) In Deutschland stehen an erster Stelle auratische Zeitzeugen in den Medien, die man in anderen Ländern wesentlich respektloser talking heads nennt – also diese sprechenden Gesichter, die Geschichtsdokumente in ihre Dokumentationen hineinschneiden. Die hohe Valenz, manchmal geradezu Sakralität dieser Auskünfte hängt zusammen mit den Zeugnissen der Überlebenden hauptsächlich des Holocausts, aber auch anderer Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts, die anfangs als nicht wirklich erforschbar erschienen, und wovon Einzelne, die das überlebt hatten, Kunde gaben. Das ist eigentlich ein schöner und erst über die Jahrzehnte langsam erworbener Zug an unserer Öffentlichkeit, dass die Bedeutung der Berichte der Überlebenden so hoch geschätzt wird. Das war nicht immer so, vielmehr hat es einen langen Prozess des Hineinwachsens in die Wahrnehmung dieser Verbrechen und auch der Verantwortung für deren Opfer gegeben. In den letzten anderthalb Jahrzehnten ist das um eine Wahrnehmung der Beschädigung Deutscher z.B. als Ausgebombte, Vertriebene oder Kriegskinder im und nach dem Zweiten Weltkrieg ergänzt worden. Manche haben befürchtet, dass dadurch die Opfer deutscher Gewaltherrschaft und Massenverbrechen verdrängt würden, aber das Gegenteil ist ge-

schehen. Das Gedenken der Opfer der anderen ist durch die Wahrnehmung der eigenen Beschädigungen nicht vermindert, sondern erst eigentlich beglaubigt worden, glaubwürdiger gemacht worden.

Wenn man solche Gespräche z.B. mit Überlebenden des Holocausts - und mittlerweile gibt es ja viele solcher Zeugnisse, wobei die breite Dokumentation viel zu spät angefangen hat – geführt hat, dann merkt man, dass man meist zwei Geschichten gleichzeitig erzählt bekommt. Nämlich einmal eine Art von Vermächtniszwang: Ich habe gesehen, wie die anderen zu Tode gekommen sind und ich, der zufällig Überlebende, erzähle euch, was mit den anderen geschehen ist; wie zum Beispiel bei einer Einlieferung in Auschwitz die Schritte der Entmächtigung und Entmenschlichung der Opfer abliefen. Solche Berichte verpflichtender Trauer sind nach 70 Jahren selten neuartig, gehorchen aber einer anderen narrativen Pflicht als jener der News. Gleichzeitig muss das berichtende Ich sich beglaubigen, indem es erzählt, warum es nicht mit den anderen umgekommen bin. Der oder die Überlebende erzählt gleichzeitig seine Version des Vermächtnisses der Gestorbenen und seine eigene Überlebensgeschichte. Dieser Doppelcharakter ist in vielen dieser Zeugnisse zu finden und steigert in abgründiger Weise ihre Dramatik, wie man das zum ersten Mal in den Hiobsbotschaften der Bibel nachlesen kann. Der Massenmord ist ein kollektives Schicksal und raubt die Sprache und die Überlieferung, das Überleben

hingegen fesselt durch das zufällige Ereignis, die Individualität und den Erfolg und ermöglicht die Bezeugung. Was die überlebenden Zeugen als Vermächtnis erzählen, ist jedoch etwas, was mittlerweile alle kennen. Das hat eine so breite Dokumentation in den Medien, den Schulbüchern und in den Museen erfahren, dass was wir vielleicht nicht kennen würden, das sind die Erweiterungen der Holocaustgeschichte, die seit 1990 erforscht worden sind, insbesondere nach der Öffnung der osteuropäischen Archive. Wodurch diese typisierte Erfahrung - die zu dieser Art des survivor reports, namentlich aus Auschwitz, gehört - relativiert worden ist, sind die noch viel brutaleren und direkteren Massentötungsverfahren, vor allem in der Ukraine und anderen Teilen der ehemaligen Sowjetunion mittlerweile in unsere Wahrnehmung getreten sind. Auschwitz hat uns anfangs durch seinen abstrakten Industrialismus des Tötens diese unmittelbare Begegnung eher erspart. Dass es sehr viele solcher Tötungsverfahren gegeben hat, ist eigentlich eine Erkenntnis der letzten 20 Jahre. Wir haben heute zum Teil sehr große Interviewsammlungen, die nach 1990 mit den jüngsten Überlebenden des Holocausts gemacht worden sind oder auch mit Überlebenden der „Zigeuner“-Vernichtung, oder mit Leuten, die aus dem Gulag zurückgekommen sind, oder die Kriegsgefangenenlager mit hohen Todesraten überlebt haben, oder die aus KZ wiedergekommen sind, oder aus Internierungslagern, die eine ähnlich hohe Todesrate hatten - in Buchenwald zum Beispiel, wo 40 Prozent al-

ler Häftlinge des KZ gestorben sind und 40 Prozent aller Internierten des sowjetischen Speziallagers sind dort auch gestorben. Anders, aber doch. Ich will also sagen, es gibt einen Typ bedeutungsvoller Narrative der Zeitgeschichte – ich habe bewusst vom Holocaust aus die Sicht erweitert auf die vielen anderen Ereignisse, die oft zu wenig in den Blick genommen werden – bei denen es immer um ein doppeltes Zeugnis geht: Ich berichte über den Hades, aber ich bin über den Stix oder Charon zurückgekehrt. Das ist die dominante Geschichte, die in diesen Interviews erzählt wird.

(2) Das leitet über zu einer zweiten Gruppe von Narrativen, in denen dieses Zeugnis des Überlebens weniger in seinen individuellen Variationen erscheint, sondern in denen eine Gruppe von Überlebenden ihr Gedächtnis als Kollektiv immer wieder erneuert, formt und manchmal geradezu eine Gedächtnisverschwörung anstellt. Nämlich indem sie in geschichtspolitischen Auseinandersetzungen der Gegenwart ein bestimmtes Geschichtsbild, das mit ihrer Gruppe zu tun hat, in den Vordergrund bringen will, und das hat in der Regel mit dem Verbergen anderer Teile ihrer Erfahrung in der Vergangenheit zu tun. Das ist sozusagen eine Machtfrage des Geistes, in der über das, was die Nachlebenden über die Vergangenheit wissen sollen, nach Dispositiven der Macht entschieden wird. Das ist der Kern dessen, was man kollektives Gedächtnis nennt. Davon gibt es eine große und eine kleinere Ausgabe. Die große

Ausgabe ist meistens nationalpolitisch beschaffen, kann aber auch europäisch oder global ausgestaltet sein und in einem oft widerspruchsvollen Zusammenwirken von politischer Macht, medialer Symbolisierung und Verbreitung und wissenschaftlicher oder künstlerischer Beglaubigung durchsetzungsfähige Bilder von und Lehren aus der Geschichte. Die kleinere Ausgabe bezieht sich auf eine spezifische Gruppe von Akteuren und Erfahrungsträgern, die ihre eigene Rolle in der Vergangenheit gespielt haben und das Wissen darüber in einer bestimmten, meist selbst entlastenden und heroisierenden Interpretation in das größere Geschichtsbild einbringen wollen. Die Gruppe, die ich da im Zuge meiner Arbeiten am besten kennengelernt habe, waren die „roten Kapos“ von Buchenwald, eine in der DDR – jedenfalls nach 1958 – sehr verehrte und medial gepflegte Gruppierung deutscher kommunistischer KZ-Häftlinge. Es war die einzige Gruppierung in einem KZ, die es im Laufe des Krieges fertig gebracht hatte, dass die meisten Funktionshäftlingsposten von ihren Zugehörigen übernommen wurden. Eine solche Durchsetzung kommunistischer Gegenmacht im KZ hat es nur in Buchenwald gegeben und nur Anteile davon in einigen anderen KZ. Diese einzigartigen Buchenwalder kommunistischen Funktionshäftlinge, haben sich noch im Lager verschworen, ein kollektives Gedächtnis auszubilden und ein Geschichtsbild durchzusetzen, nämlich dass sie der eigentliche Ordnungsfaktor in diesem KZ gewesen seien, dass durch ihre Ordnungsmacht ganz

viele andere Häftlinge gerettet worden seien und dass sie das Lager bei Kriegsende selber befreit hätten. Schließlich ist darüber noch der Kolportageroman von Bruno Apitz „Nackt unter Wölfen“, das in der DDR meist gedruckte Buch, geschrieben worden und ein immer wieder aufgeführter Fernsehfilm hat diese Botschaft bebildert und anschaulich gemacht. Nach anderthalb Jahrzehnten ist es gelungen, das Kollektivgedächtnis der roten Kapos zu einem Herzstück des antifaschistischen Kollektivgedächtnis der DDR zu machen, nachdem die meisten roten Kapos zwischenzeitlich von der SED unter dem Verdacht der Kollaboration mit der SS entmachtet und zwei ihrer Führer von Sowjetischen Militärtribunalen nach Workuta in den Gulag geschickt worden waren, wo der wichtigste, Ernst Busse, ehemaliger KPD-Reichstagsabgeordneter, Kapo des Häftlingskrankenbaus in Buchenwald und danach stellvertretender Ministerpräsident in Thüringen starb. Nach 1990 ist in den neu eröffneten Archiven gefunden worden, dass die SED-Führung diesen Leuten, die alle nach dem Krieg hohe SED-Funktionäre geworden waren, tief misstraut hat und vermutete, dass sie Ausführende der SS gewesen seien und dass ihre Rettung sich lediglich auf die eigene Gruppe bezogen habe und sie sozusagen keine Nettogewinne an Rettung machen, sondern lediglich die Opfer der SS zu ihren Gunsten austauschen konnten. Wenn einer aus der eigenen Gruppe in Gefahr war, konnte man ihn auf der Liste wenn es gut ging, gegen einen bereits gestorbenen Häftling austauschen, und

wenn es nicht gut ging, eben gegen einen „Muselmann“ aus der Ukraine, einen Sinti oder sonst einen Unliebsamen austauschen. Im Ergebnis hatten die deutschen Kommunisten von allen Gruppierungen im KZ die höchste Überlebensquote. Ein völlig anderes Bild als dasjenige, zu dem sich die Kapos 1945 verschworen hatten und das nach Jahren der Entmachtung durch die eigenen Genossen das offizielle Kollektivgedächtnis der DDR krönen und jedem Schulkind auch emotional vertraut gemacht werden sollte.

Die Ausbildung höchst problematischer Kollektiv-Gedächtnisse ist keineswegs auf die kommunistische Geschichtspolitik beschränkt. Wenn ich als Westdeutscher an solche Phänomene denke, fällt mir vor allem das lange Zeit etablierte Bild der – im Gegensatz zur SS – „anständigen“ Soldaten der Wehrmacht in der Bundesrepublik ein. Die Soldaten haben über 40 Jahre verstanden es so erscheinen zu lassen, als ob sie am Holocaust und am Vernichtungskrieg unbeteiligt gewesen wären und als ob alles nur Befehl und Gehorsam verlaufen und bei Gefahr für Leib und Leben zwingend gewesen wäre. Obwohl wir heute wissen, dass vor Erschießungen oft gefragt wurde, wer sich nicht beteiligen könne. Einem Widerstrebenden geschah in der Regel nichts. Das sind alles Erkenntnisse, welche die Öffentlichkeit ähnlich wie bei den roten Kapos von Buchenwald, erst in den 1990er Jahren wirklich erreicht haben. Einzelne Wissenschaftler wussten es vorher schon etwas besser, aber das Aufbrechen dieses verweigern-

den Kollektivgedächtnisses der ehemaligen Wehrmachtssoldaten und der deutschen Öffentlichkeit ist erst in den 1990er Jahren wirklich geschehen.

Ich will damit nur sagen: es ist keine anti-kommunistische Erfindung von mir, dass Kollektivgedächtnisse eher etwas mit Macht als mit Wahrheit zu tun haben und dass in der Regel diejenigen am meisten an der Beherrschung von Kollektivgedächtnissen interessiert sind, die am Meisten zu verbergen haben. Bei denen also die wirkliche Rolle in der Vergangenheit und die gewollte Selbststilisierung am stärksten voneinander abweichen. Diese Aussage wird vielleicht einigen unter Ihnen, die den kultur- und sozialwissenschaftlichen Gedächtnisdiskurs der letzten Jahre verfolgt haben, merkwürdig vorkommen, weil in dieser Literatur das Kollektiv- und Kulturgedächtnis ganz hoch gehalten wird. Denn in ihr wird mehrheitlich behauptet, alle Erinnerung sei ein Rekonstruieren der Vergangenheit anhand von deren Überlieferungen und Symbolisierungen in der Gegenwart, was sicher in sehr vielen Fällen richtig ist und mir doch als eine überschüssige Verallgemeinerung erscheint. Sie lässt sich zurückführen auf den französischen Soziologen Maurice Halbwachs, der 1925 in einer Polemik gegen die Lebensphilosophie und die Psychoanalyse („Les cadres sociaux de la mémoire“) eine Sichtweise erfand und erstmals auf das Gedächtnis anwandte, die man später als radikalen sozialen Konstruktivismus bezeichnete. Allerdings fand diese Schrift wenig

Resonanz und noch weniger Zustimmung, zumal es Halbwachs zeit seines Lebens – er starb Anfang 1945 im KZ Buchenwald – in mehreren Anläufen nicht gelang, seine Theorie des kollektiven Gedächtnisses schlüssig zu machen. Erst fünf Jahre nach seinem Tod hat seine ihm verhasste Schwester aus seinen Konzeptheften einen Text komponiert und als „La mémoire collective“ veröffentlicht, das aber zunächst auch wenig Wirkung zeigte, in den 1960er Jahren jedoch in der kleinen Zunft der Wissenssoziologen einige Beachtung fand und im zunehmenden Gedächtnishype seit den 1970er Jahren plötzlich als Klassiker entdeckt, viel zitiert und selten gelesen wurde. Erst jetzt als das Zukunftsvertrauen schwand und Sinn und Heil in der Vergangenheit gesucht wurde, ist das Kollektivgedächtnis, verstanden als das sinnhafte Ensemble der in der Gegenwart präsenten Überlieferungen als notwendige Voraussetzung aller Erinnerungsarbeit normalisiert worden. Halbwachs trieb seine soziale Gedächtnistheorie bis zu jenem Extrem, indem er sagen konnte, dass der Einzelne als solcher gar nichts erinnern könne. Was er wollte war seinen ursprünglichen jüdischen vitalistischen Lehrer, den Philosophen Henri Bergson, den er für die Gefolgschaft des großen Kulturosoziologen und Rabbinersohns Emile Durkheim verlassen hatte, mit jenem charakteristischen Überschuss des Renegaten delegitimieren und die Psychoanalyse Sigmund Freuds angreifen, die damals aufblühte und davon ausging, die Menschen seien geprägt von Urerfahrungen und frühkindlichen Erleb-

nissen. Was die beiden Positionen verband, war die Annahme eines innerlichen Erinnerungspotentials. Halbwachs' gelehrt verschachtelte Rhetorik sagte dazu: diese ganze Innerlichkeit ist totaler Quatsch. Erinnerungen sind in Wirklichkeit alles soziale Gestaltungen, die aus der Gegenwart kommen. Alle Traditionen hängen davon ab, dass sie sich ständig reproduzieren aus gegenwärtigen äußeren Objektivationen. Das ist ja gar nicht so falsch. Falsch – oder vorsichtiger: übertrieben – ist nur seine sozialistische Frontstellung gegen das Individuum. Merkwürdig am Medienhype der 80er und 90er Jahre über das Gedächtnis erscheint mir, als sei dieses Konstrukt eines vorgängigen oder ausschließlichen Kollektivgedächtnis irgendwie so etwas Ähnliches wie die Psychoanalyse. Das macht ungefähr soviel Sinn, als bezöge man sich zugleich auf Marx und Friedman, um die Ökonomie zu fundamentieren. Richtig daran ist allerdings, dass beides irgendwie richtig ist. Menschen werden in ihrem Erinnerungsvermögen aus der gegenwärtigen Gesellschaft geprägt und haben dennoch unverlierbare Erinnerungen in sich. Wie mittlerweile auch die neuere Hirnforschung herausgefunden hat, werden die meisten Gedächtnisfunktionen durch Rekonstruieren aus den in der Gegenwart verfügbaren sozialen Objektivationen formiert. Aber das Gedächtnis des Menschen ist kein Organ, sondern ein Ensemble höchst unterschiedlicher Vermögen. Darunter ist aber eine spezielle, nur den Menschen mögliche Gedächtnisformation, die sich auf Englisch *episodic memory* nennt. Das episodische

Gedächtnis ist ein Erinnerungsvermögen, das nicht rekonstruktiv funktioniert, sondern das sich unabhängig von den Imperativen der Gesellschaft und der Anpassungsbereitschaft des Individuums einmischt. Die ganze Traumaforschung hängt zum Beispiel an der Unterstellung, dass es dieses *episodic memory* aus der Vergangenheit gibt. Würden wir seine Kraft verneinen, wären alle Berichte der Überlebenden des Holocaust und ähnlich schrecklicher Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts wertlos.

Was ich unter dem Strich zu diesem zweiten Typus von „Zeitzeugenschaft“ sagen will, ist eine Warnung vor den machtvollen Kollektivgedächtnissen, die oft mehr verbergen als sie an Wirklichkeit überliefern. Da muss man nicht nur an die Extremformen wie bei roten Kapos von Buchenwald denken, dass kommt sehr häufig vor. Der Anteil an der Geschichtspolitik durch mehr oder minder machtvolle und wirksame Konstrukteure am Kollektivgedächtnis ist erheblich. Er wird vor allem durch die modernen Medien nach vorne getragen und sucht sich dadurch authentisch zu machen, dass er die faszinierenden Gesichter dramatisch Überlebender zu Zeugen der Aussagen medialer Sinnstifter macht. Das ist der Sinn der *talking heads*: Was sich ein Geschichtsschreiber ausgedacht hat, soll durch die Aura von Zeugen beglaubigt werden, wobei ihre Aussagen soweit zusammen geschnipselt werden, dass der lebensgeschichtliche Zusammenhang ihrer Aussage (und damit auch die Möglichkeit der Kritik dieser Quelle) völlig

zurücktritt gegenüber deren Belegcharakter für das Narrativ des Regisseurs. Die talking heads dürfen nie lange reden, denn sonst könnten sie ja womöglich etwas anderes sagen, als der Redakteur gesagt haben will, also werden immer nur relativ kleine Zitate aus unendlichen Interview-Massen herausgenommen. Die letztendlichen Sinnaussagen der Sendungen kommen nie aus dem, was die Zeugen sagen, sondern aus dem Arrangement gestückelter Zeugenaussagen. Sie sind aber in aller Regel nicht nach den Formprinzipien des Episodischen Gedächtnisses ausgewählt, sondern nach der Ideologie (oder nach der Geschichts- oder Gedächtnispolitik) dessen, der über die mediale Macht verfügt. Wer Interviewpraxis hat weiß, dass man aus einem langen Interview, wenn man es auf ein paar Sekunden Tracks herunter schneidet und dann in ein Puzzle solcher Aussagen einfügt, jedwede These beglaubigen kann. Die Wut meiner jüngeren Kollegen gegen solche trügerischen Arrangements, mit denen man ihnen die Deutungsmacht genommen hat, kann ich gut verstehen.

Ein dritter Typus von „Zeitzeugenschaft“ ergibt sich, wenn man einen Zeugen sucht. Dabei geht es darum, dass man auf Grund von Indizien und Vermutungen einen Sachverhalt oder einen Verantwortungszusammenhang wittert, die in den herrschenden Geschichtsbildern nicht vorkommen oder verzeichnet werden, aber keine der sonst üblichen Quellen dazu findet: keine Bilder, keine Zeitungsartikel, keine Tagebücher,

keine Artikel und noch nicht einmal Polizeiberichte. Merkwürdigerweise werden in der historischen Praxis und erst recht in der Öffentlichkeit Zeugen, die etwas berichten, wofür wir keine anderen Quellen haben, in der Regel nicht so skeptisch betrachtet wie im Rahmen des rechtsstaatlichen Gerichtsverfahrens. Zeugen sind ja zunächst einmal Leute, die von der Polizei oder vor Gericht vernommen werden und wenn wir unseren nun schon fast täglichen Krimi sehen, bekommen wir Vernehmungspraktiken und oft auch phantastische Vorstellungen der Drehbuchautoren von der Strafprozessordnung vorgeführt. In dieser sind jedoch die Regeln der Beweisführung festgelegt. Zu diesen Grundregeln der Rechtszivilisation gehört, dass man keinem einzelnen Menschen zum Nachteil eines anderen glauben darf. Ein Einzelzeugnis ist vor Gericht nichts wert. Es muss durch andere gerichtsnotorische Tatsachen oder am besten durch andere oder mindestens ein zweites, unabhängiges Zeugnis eines Anderen bestätigt werden und dieses Zeugnis muss der Bewertung durch unabhängige Richter standhalten. In der Interviewforschung scheint dieser Zivilisationsfortschritt noch nicht ganz angekommen zu sein. Das heißt: mit den historischen Zeugen müsste man so umgehen wie mit Gerichtszeugen. Dann kommt es darauf an genau zu ermitteln, war der Zeuge überhaupt am Tatort, konnte er das sehen, was er oder sie bezeugt, war er vielleicht betrunken oder sonst wahrnehmungsgestört, hatte er oder sie ein Interesse jemand anderen zu belasten und so weiter. Solcher institu-

tioneller Zweifel ist geradezu das Gegenteil der sakralisierenden Dankbarkeit gegenüber dem überlebenden Boten der großen Menschheitsverbrechen oder auch des großen, verdrängenden Selbstmitleids.

Ich bin sehr dafür, dass man sich diese sehr unterschiedlichen Sachverhalte, die sich partiell unter demselben Namen „Zeugenschaft“ verbergen, ganz genau klar macht und entsprechend unterschiedliche wissenschaftliche Methoden zur Annäherung an die Wahrheit entwickelt. Gerade in der Zeitgeschichte wird einem immer wieder schmerzlich bewusst, dass es nur sehr selten einen unmittelbaren Zugriff auf die wahre Wirklichkeit gibt, sondern dass die Wahrheit nur eine regulative Norm ist, die unsere methodischen Annäherungstechniken leiten muss. Wenn ich Ihnen gestern richtig zugehört habe, haben Sie im Projekt des PRORA-Zentrums mit ehemaligen Bausoldaten in der DDR ein Mischverfahren angewendet. Sie sagten, Sie hätten in der Hauptsache lebensgeschichtliche Interviews geführt. Dabei scheinen Sie zu einem erheblichen Teil rekonstruktive Interessen mit Zeugenaussagen verbinden zu wollen. Das ist völlig in Ordnung, solange man weiß, was man da macht und wenn diese Anteile in den Interviews den ganz normalen Beweisregeln unterliegen. Das hat auch etwas damit zu tun, dass man relativ viele Zeugnisse braucht, wenn man differenzierte Verhältnisse rekonstruieren will. Denn aus einzelnen Aussagen kann man immer nur Anschauung bekommen, aber keine rekon-

struierte Wirklichkeit. Im Englischen nennt man das, was Sie Experteninterviews genannt haben, „eye witness expert reports“. Das heißt: auch der so kundige Experte wird denselben Beweisregeln unterworfen wie ein ganz normaler anderer Zeuge. Er verliert gewissermaßen seinen Talar und wird demselben Kreuzverhör unterzogen, wie jeder anderer Zeuge. Nach meiner Erfahrung haben es diese expert witnesses oft an sich, dass sie besonders stark institutionell geprägt sind. Ich bin selber Akademiker und nun seit fast vierzig Jahren Professor, sollte also wissen was akademische Institutionen einem antun und wie einem ihr methodischer Zugriff auf die Konstituierung einer Tatsache in den einzelnen Disziplinen in Fleisch und Blut übergeht. Ähnliches ist natürlich auch bei vielen anderen hochinstitutionalisierten Personengruppen wie z.B. bei Richtern oder Soldaten vorhanden. Es gibt also eine Formierung, in deren Folge die Innensicht alles beherrscht.

Schließlich gibt es einen vierten Typ von Zeugenschaft, bei dem der Zeuge nicht ein äußeres Geschehen oder einen anderen Sachverhalt bezeugen soll, sondern sich selbst: Er oder sie soll die eigene existentielle Erfahrung erinnern und reflektieren. Dass Interviews mit einer Frage nach der eigenen Lebensgeschichte beginnen und immer wieder auf biografische Zeugnisse der Selbsterfahrung zurückkommen, ist in der wissenschaftlichen Praxis und den öffentlichen Thematisierungen nicht ausschließlich, aber doch sehr stark eine deutsche und

darin wieder eine historische Spezialität. Genauer gesagt ist diese Spezialität nicht nur deutsch, sondern sie hat sich auch in anderen nachfaschistischen Ländern durchgesetzt. Nachfaschistische Länder haben es an sich, dass keiner mehr dem anderen traut und also muss man in einem Interview sehr viel lebensgeschichtlichen Kontext aufbauen, um das im Focus stehende Zeugnis bewerten zu können. Amerikanische Sozialwissenschaftler wie Lewis Edinger haben in den 50er Jahren international vergleichende Untersuchungen durchgeführt und als wesentliches Merkmal für das posttotalitäre Klima einer Gesellschaft „Misstrauen“ herauspräpariert, zumal sie als europäische Emigranten die primäre Zutraulichkeit, das bis zum Beweis des Gegenteils vorgeschossene Vertrauen als Grundelement der amerikanischen Demokratie erfahren hatten. Der Respekt vor dem und die Glaubwürdigkeit des Anderen beruhe demnach auf einem Vertrauensvorschuss, der im Normalfall persönliche Zudringlichkeiten verbietet und eine Fokussierung auf die Sache erlaubt.

Die europäische Oral History als postdiktatorische hat deshalb einen anderen Weg eingeschlagen als die amerikanische und partiell auch die englische Oral History, die in ihrer Entwicklung beide den Kontinental-europäern voraus, aber auch deren sozialer Basiserfahrung gegenüber schlichter waren. Da ich zum Beispiel in eine solche Kultur des Misstrauens hineingeboren bin, fragte ich, was muss man alles berücksichtigen um entscheiden zu können, was ich glauben will

oder was nicht, welcher Aussage ich dazu helfen will, eine wissenschaftliche Tatsache zu werden und welche nicht: Durch welche prägenden Stationen ist diese Person gegangen? Was mag sie geprägt haben? Was mag sie sagen wollen? Das lebensgeschichtliche Interview steht im Ruf, als schmiegt sich Akademiker ans Volk oder als wollten Sozialromantiker behaupten: Das Wirkliche kann man nur vom Menschen bezeugen lassen. Das lebensgeschichtliche Interview sucht jedoch Menschen und Bedingungen, wie die im 20. Jahrhundert so konstitutiven gesamtgesellschaftlichen Brüche, wie unterschiedliche soziale und kulturelle Formationsbedingungen und dann auch Kollektivgedächtnisse den Einzelnen, seine Erfahrungen, seine Perspektiven und seine Aussagen geprägt haben mögen. Insofern häuft das lebensgeschichtliche Interview immer wieder einen komplexen Datenkranz von Bedingungen und Erlebnissen an, aber was an ihm am meisten interessiert, sind die Leistungen des episodic memory, also jenes Gedächtnisanteils, der am wenigsten der Kollektivdeutung unterliegt, vielmehr am stärksten aus je eigenen, individuellen Lern- und Schockerfahrungen zustande gekommen ist und dann historisch besonders interessant wird, wenn solche existentiellen Individualerfahrungen durch gesamtgesellschaftliche Bedingungen oder historische Brüche verursacht und sozusagen vergesellschaftet worden sind.

Wenn wir von solchen Brüchen sprechen, denken wir zuerst an den Zivilisationsbruch

Auschwitz, aber dieser späten Einsicht gehen die vielen erfahrungsgeschichtlichen Kontinuitätsbrüche mit ihren zugleich individualisierenden und neu kollektivierenden Prägungen der Mehrheitsgesellschaften im 20. Jahrhundert voraus, nämlich wie vom Kaiserreich über die Republik und den Faschismus, dann die westlichen und die östlichen Besatzungsmächte und die von ihnen implantierten Ordnungen der Teilstaaten des Kalten Krieges jeweils einen Alltag in diesen Systemen als Erfahrungsraum aufbauen konnten. Ob in diesen Veränderungen sozial für die Person etwas übrig bleibt, was nur ihr eigen und ein eigenes Vermögen ist, das wäre die Suche nach dem episodic memory. Aber dahinter lauert die Frage, ob dieses Individualisierungsschicksal in mitten scheiternder oder sich differenzierender Systeme anschlussfähig ist an das bürgerliche Projekt des Individuums der Aufklärung oder ob wir die Krümelmonster der rabiaten mitteleuropäischen Systembrüche des 20. Jahrhunderts geworden sind.

Eine andere Betrachtungsweise gilt den Bedingungen, denen die Einzelpersonlichkeit immer unterliegt und die sie bestenfalls reflektieren kann. Sie kann sie aber nur dann reflektieren, wenn sie in der Tat in all diesen Prozessen einer passiven Individualisierung etwas Eigenes, etwas Resistentes bewahrt oder aufgebaut hat. Eine Schlussfolgerung könnte lauten, das lebensgeschichtliche Interview ist einerseits ein Kunstprodukt des posttotalitären Misstrauens und andererseits eine letzte Ressource gegen die ver-

machteten Kollektivgedächtnisse des 20. Jahrhunderts. Es ist also eine Frage, welche Erfahrungspotentialen sich dokumentiert haben oder dokumentiert werden können, die Einzelne, oder wenn es ganz viele sind, die Viele in ähnlichen Konstellationen gegen die Zumutungen unterschiedlicher Herrschaftssysteme ausgebildet haben.

Wir haben hier also vier ganz unterschiedliche Typen von Zeitzeugenschaft ins Auge zu fassen:

- (1) den neuen Heiligen der Hiobsbotschaften der Menschheitsverbrechen des 20. Jahrhunderts, der dieser ansichtig wurde und dennoch überlebt hat.
- (2) die Problematik von speziellen Kollektivgedächtnissen, die prekäre Überlebensstrategien symbolisch generalisieren.
- (3) Lebensgeschichtliche Zeugen ihrer selbst, und
- (4) Augen- oder Ohrenzeugen eines Ereignisses im engeren Sinne.

Was im derzeitigen Sprachgebrauch also unter „Zeitzeugen“ zusammengefasst wird, zerfällt bei genauerer Betrachtung in mindestens vier Typen von Zeugenschaft mit je sehr unterschiedlicher Problematik. Erst wenn diese Typen in der Interpretation auseinandergehalten werden, kann eine professionelle Bearbeitung des Wahrheitsgehalts von Erinnerungsinterviews und ganz allge-

mein der medialen talking heads beginnen.

Aber warum werden diese talking heads überhaupt gebraucht? In der Entwicklung der Geschichtsschreibung zur Geschichtswissenschaft waren sie nicht beliebt. Memoirliteratur ist unter uns posthistorischen Historikern normalerweise die verpönteste. Wir wollen Quellen haben, die aus dem vergangenen Geschehen als Relikte verblieben sind und nicht die Selbststilisierung alter Männer davon, was sie früher angeblich gemacht haben. Warum sich das mittlerweile so umgekehrt hat, dass wir in Teilen unsere Geschichte nur noch glauben, wenn sie von ein paar talking heads beglaubigt wird, hat Gründe. Gute Gründe für die Nachfrage bei Zeugen bestehen hauptsächlich darin, dass es keine anderen, unmittelbaren Quellen gibt. Der beste Grund besteht in der Armut, dass eine gute neue Frage auf keine verfügbare Überlieferung aus der Vergangenheit trifft. Das ist zum Beispiel immer der Fall, wenn unschriftliche (Sub-) Kulturen in das Geschichtsbild hereingeholt werden sollen. Insofern ist das Ausgreifen dieser Forschungsrichtung ein Beitrag zur Demokratisierung und Integration bisher nicht oder kaum quellenproduzierender Teile der Bevölkerung in die historische Wahrnehmung, die dadurch um Gegenüberlieferungen zur Herrschaftsgeschichte bereichert wird. Das hat erst recht und auf dramatische Weise einen guten Sinn, wenn verlorenes oder zerfetztes Gegengedächtnis in die Geschichte zurückgeholt werden soll, wie das in den vielen Projekten mit Über-

lebenden des Holocaust, der Zwangsarbeit, des Gulag und der Speziallager, der Zwangsumsiedelungen und des Bombenkriegs oder anderer Massengewaltverbrechen wie in Srebrenica versucht worden ist. Aber auch diesseits solcher dramatischer Aufgaben hat die Oral History eine gute Korrekturfunktion, wenn sie behutsam und selbstkritisch betrieben wird, nämlich darin, dass sie die heuristischen Scheuklappen der Akademiker lüftet.

Ein anderer Grund der heutigen Geltung dieser talking heads in den Medien besteht darin, dass sie so authentisch wirken sollen. Das ist schon sehr viel problematischer. Ich fasse zusammen, was ich dazu schon gesagt habe: Dass nämlich der sinngebende Kontext dieser Ausrisszitate aus Interviews mit „Zeitzeugen“ eigentlich immer von jemandem stammt, der seine eigene Geschichtskonstruktion nicht verantworten und widerspruchsfähig machen will, sondern der andere für sich sprechen lässt, in von ihm oder ihr ausgewählten Zitaten. Die Praktiker der Interviewforschung kennen diese Versuchung und wissen, dass man aus einem großen Fundus von Interviewmaterial so ziemlich jede These belegen kann, wenn man nur die Ausschnitte aus den Interviews klein genug auswählt. Das Wesentliche der neuen medialen Geschichtsproduktion ist die Zusammenstellung und nicht, was die talking heads in ihren „Klammerteilen“ sagen, so nannten einst vor dem elektronischen Zeitalter die Filmemacher jene extrem kurzen Interview- oder Doku-Ausschnitte, deren Film-

streifen man an einer Wäscheklammer im Schneiderraum aufhängen konnte.

Da Sie mich auch gefragt haben, wie das Verhältnis von Zeitzeugenschaft zum NS und zum Kommunismus sei, möchte ich dazu noch kurz Stellung nehmen. In Bezug auf den Nationalsozialismus befinden wir uns, trotz der dramatischen Veränderung unserer Vorstellung über den Holocaust seit den 90er Jahren, in einer Phase, in der es nur noch sehr wenige damals erwachsene Zeitzeugen gibt, die unser aus vielen Quellenarten mittlerweile gespeistes Wissen mit der Erfahrung der Mitlebenden korrigieren oder ergänzen könnten. Das ist weitgehend zum Erliegen gekommen. Das trifft natürlich nur tendenziell zu, denn viele Opfer zum Beispiel der Zwangsarbeit waren sehr jung. Dennoch ist häufig gesagt worden, es gehe jetzt nicht mehr darum, dass Mitlebende darum streiten, welches Geschichtsbild sie gerne hätten, sondern darum, welche Hauptlehren aus der Erfahrung des „Dritten Reiches“ (und der anderen Faschismen) auf die Dauer im Kulturgedächtnis verankert werden sollen. Dabei wird auf eine andere Qualität der Geschichtsproduktion abgehoben, nicht auf die plurale Mitbestimmung der Erlebnisgeneration, sondern auf die autoritative Überlieferungsfähigkeit der Botschaft. Das ist ein Ringen um das Kulturgedächtnis für die Zukunft, in dem sich vermehrt professionelle Geltungsansprüche mit gesellschaftlichen Machtfragen bei der Auswahl und Präsentation der Botschaften paart. In Bezug auf die Erfahrung des Kommunismus könnte

man das für Russland mit Blick auf den Stalinismus so ähnlich sehen. Obwohl da, im Gegensatz zu Deutschland, sehr viel weniger zur Aufarbeitung und öffentlichen Distanzierung von dieser Geschichte geschehen ist, jedenfalls viel zu wenig. Wenn man die Erfahrung des Kommunismus in Deutschland thematisiert, dann geht es zunächst um die Nähe der Erfahrung: die Erfahrung ist unter den Mitlebenden noch sehr präsent, so dass viele legitim mitdiskutieren können.

Als zweites Unterscheidungsmerkmal muss man betonen, dass der Faschismus in Deutschland eine autonome Bewegung und Herrschaftsform war, die wahrscheinlich in der Phase zwischen 1935 und 1942/43 die größte Zustimmung hatte, die jemals eine politische Kraft in Deutschland gewonnen hat. Davon kann hinsichtlich der SED-Herrschaft in der DDR zu keinem Zeitpunkt die Rede sein. Der Kommunismus in Ostdeutschland hat nie eine freie mehrheitliche Zustimmung gefunden und ist kraft eines Besatzungsregimes an die Macht gekommen, das sich seine Massenbasis von den Sozialdemokraten im Jahr 1946 geholt hat, weil es nach 1945 nur noch wenige alte Kommunisten in Deutschland gab, und diese Massenbasis fürderhin durch Erfassung und Kontrolle in Massenorganisationen fingiert hat, weshalb die DDR mit Recht als eine „Organisationsgesellschaft“ (Detlef Pollack) bezeichnet worden ist. Das heißt, es ist eine schütterere Regierungsform in einem abgeleiteten Machtsystem gewesen. Die charakteristische Einstellung in der

Bevölkerung - ich greife da auf meine Interviewverfahren von 1987 zurück - war davon geprägt, dass jeder einen gespaltenen Kopf hatte. Nicht, dass alle den gleichen gespaltenen Kopf gehabt hätten, denn wo er gespalten war, da hat es sehr große Unterschiede gegeben. Wenn mir SED-Funktionäre damals auf die Frage „Wie geht es weiter?“ geantwortet haben: „Keine Ahnung“, dann war das ein zugleich ähnlich, aber doch auch ganz anders gespaltenen Kopf, wie wenn mir Oppositionelle erklärt haben, dass die DDR einen dritten Weg gehen solle oder die Zukunft in einer Ökopax-DDR liege. Die SED war, im Verhältnis zur Bevölkerung, die größte Partei, die es jemals in Deutschland gegeben hat und wahrscheinlich die am wenigsten empathische Partei. Sie war zu großen Teilen ein Kontrollinstrument, in das viele hinein kompromittiert worden waren und in dem sich viele dementsprechend auch kompromittiert fühlten. Insofern sind wir in Deutschland meines Erachtens in Bezug auf die Erfahrung des und die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in einer ganz anderen Lage als in Bezug auf den Nationalsozialismus. Trotz NSU und ähnlichen rechtsextremen Gewaltausbrüchen finde ich es bemerkenswert, wie groß die Selbstdistanzierung der Deutschen von ihrem beliebtesten Führer in den letzten 60 Jahren geworden ist. Ein solcher tiefgehender Konsensbildungsprozess in Bezug auf die kommunistische Erfahrung hat nicht stattgefunden. Wenn ich unsere Studenten höre oder wenn wir Mehr-Generationen-Projekte machen, dann stellt sich heraus, dass über die

kommunistische Erfahrung privat so gut wie nicht gesprochen wird. Ich habe das Gefühl, das ändert sich zur Zeit. Es gibt vermehrt Jugendliche, die arbeiten zum Beispiel über die FDJ, weil sie wissen wollen, wie die Formierung ihrer Eltern war und die häufig zu den Großeltern gehen, weil diese den Krieg noch miterlebt haben.

Lassen Sie mich schließen mit einigen Bemerkungen zu einem Gedächtnisraum zwischen kommunikativem Gedächtnis und Kulturgedächtnis. Es geht dabei um eine Etappe, in der noch nicht klar ist, wie, von wem und womit die Bedeutungen festgeschrieben werden, die aus dem pluralen Erfahrungsraum der Mitlebenden mit den Diktaturen in Deutschland in ein dauerhaftes oder zumindest sich weniger wandelndes Kulturgedächtnis übergehen werden. In Bezug auf den Stalinismus ist das einigermaßen klar. Dass er ein mörderisches Regime war ist insbesondere klar, wenn man auf die Zeit der großen „Säuberungen“, des Archipel Gulag und der Bevölkerungsverschiebungen schaut. Dass es trotzdem das Regime war, das den deutschen Angriff zurückgeworfen hat, wurde in der Sowjetunion und wird auch in ihren Nachfolgestaaten nicht vergessen. Dazu steht in einer merkwürdigen Differenz, was ich vorhin zur SED gesagt habe. Die Stiftung, die Ihr Projekt finanziert, heißt „Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur“, als wäre die SED der entscheidende Faktor und nicht nur das Medium der Diktatur in Ostdeutschland gewesen. Der entscheidende Faktor war die nie wirklich abgelöste so-

wjetische Besatzung und alles was daraus an Institutionen gewachsen ist, also auch diese prägende Halbmilitarisierung des Alltags, die gestern im Vortrag von Dr. Wenzke beschrieben worden ist; wozu man noch die Durchwirkung der Gesellschaft durch die relativ größte Geheimpolizei, die sowohl Deutschland als auch der Sowjetblock (und das heißt wohl: die Weltgeschichte), je gesehen hat, hinzunehmen muss. Wir sind hier in einer Zwischenphase der Aufarbeitung und müssten jetzt auch die westdeutschen Erfahrungen mit hereinholen, die ja die dominanten im nationalen Zusammenhang sind und wo es keine vergleichbare Problematisierung des Kapitalismus gibt. Auf der anderen Seite bleibt wahrscheinlich auf der Ebene des episodic memory noch viel zu holen und zwar gerade wegen der für die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert so bezeichnenden mehrfachen System- und Geschichtsbrüche. Das wirft nämlich die interessante Frage auf, warum Menschen aus einer gemeinsamen Herkunft sich in ganz unterschiedlichen Systemen arrangierten, engagierten und unter ihnen litten. Da gibt es immer noch ein breites Feld für Untersuchungen und Vergleiche, aber zur DDR wegen ihres offensichtlich repressiven Charakters und ihres abrupten Endes einen größeren Stau in der Selbstwahrnehmung der Mitlebenden und in diesen Stau kann man m.E. mit gut geführten lebensgeschichtlichen Interviews heute noch sehr gut hineinleuchten, um ihn aufzulösen.

Zeitzeugen-Interviews in historischen Ausstellungen

Von Cord Pagenstecher

Immer mehr Ausstellungen nutzen lebensgeschichtliche Zeitzeugen-Interviews in Hörstationen und Videoterminals, denn diese persönlichen Erinnerungsberichte erleichtern den Besucher/innen den emotionalen und kognitiven Zugang zur Geschichte. Über die Ziele, Methoden und Probleme der musealen Präsentation von Ausschnitten aus Video- und Audio-Interviews wird dabei aber – zumindest öffentlich – noch wenig reflektiert. So lautete jedenfalls Jens-Christian Wagners Resümee „Zeitzeugen ausgestellt“ (Vortrag auf der Konferenz „Erinnern an Zwangsarbeit. Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt“, Berlin 5.10.2012, Tagungsband erscheint im Frühjahr 2013).

Neben den KZ-Gedenkstätten haben sich auch zeithistorische Museen jüngst darüber ausgetauscht (Görlitz 2011, Oslo 2011, Nürnberg 2012). Während dabei oft die Ausstellungsmacher/innen ihre Konzepte diskutierten, skizziere ich hier Überlegungen zum musealen Umgang mit Zeitzeugen-Interviews aufgrund der Erfahrungen mit dem von mir betreuten Online-Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerungen und Geschichte“.

Zwangsarbeiter-Interviews in Ausstellungen

Das Online-Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“ bewahrt die Erinnerung an die über

zwölf Millionen Menschen, die für das nationalsozialistische Deutschland Zwangsarbeit geleistet haben. Knapp 600 ehemalige Zwangsarbeiter/innen aus 26 Ländern erzählen ihre Lebensgeschichte in ausführlichen Audio- und Video-Interviews. Die Webpräsenz www.zwangsarbeit-archiv.de bietet interaktive Karten und Zeitleisten, Videogespräche mit Fachleuten, thematische Kurzfilme sowie Hinweise auf Unterrichtsmaterialien als Anregung und Hilfsmittel zum Verständnis der Interviews. Im Online-Archiv selbst müssen sich die Nutzer/innen registrieren, ehe sie die vollständigen Interviews anhören können. Timecodierte Transkripte und Übersetzungen, Kurzbiografien und Inhaltsverzeichnisse, Volltext- und Kartensuche erleichtern dann die Recherche und Analyse.

Auf Grund dieser Sammlung hat das Center für Digitale System der Freien Universität Berlin (CeDiS) die Bildungsmaterialien „Zeitzeugen-Interviews im Unterricht: Video-DVD – Lernsoftware – Lehrerheft“ erarbeitet. Die biografisch und quellenkritisch orientierten Bildungsmaterialien unterstützen kompetenzorientiertes Lernen im Regelunterricht, bei Projekttagen und Präsentationsprüfungen.

Die Interviews aus dem Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“ werden zudem in verschiedenen Ausstellungen in Museen und Gedenkstätten genutzt.

Als direkter, für die Archivierung der analogen Interview-Bänder zuständiger Kooperationspartner des Online-Archivs entwickelte

das Deutsche Historische Museum (DHM) bereits Anfang 2009 eine Multimedia-Station mit Auszügen aus Zwangsarbeiter-Interviews. Dies war zwar nur eine – räumlich wenig auffallende – Ergänzung zur ansonsten unveränderten Hauptausstellung, doch kamen damit erstmals ehemalige Zwangsarbeiter/innen im zentralen Geschichtsmuseum in Deutschlands Hauptstadt zu Wort. Inzwischen ist diese Medienstation auch online zu sehen. Eine große symbolische Bedeutung hatte auch die Internationale Wanderausstellung „Zwangsarbeit. Die Deutschen, ihre Zwangsarbeiter und der Krieg“, die die Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora im Auftrag der Stiftung EVZ erarbeitete. Die rund 800 qm umfassende Großausstellung zeigt neben zahlreichen Bildern und Dokumenten auch Ausschnitte aus zwölf Interviews des Online-Archivs „Zwangsarbeit 1939-1945“. Seit 2010 war die Schau im Jüdischen Museum Berlin, im Zentralmuseum des Großen Vaterländischen Kriegs in Moskau und im Industriemuseum Zeche Zollern in Dortmund zu sehen; nächste Station ist ab Januar 2013 das Königsschloss Warschau.

Als ein regionales Museum verwendet die Gedenkhalle Oberhausen thematisch ausgewählte Auszüge in ihrer 2010 neugestalteten Dauerausstellung, die sich dem Schwerpunktthema Zwangsarbeit im Ruhrgebiet widmet (<http://www.zwangsarbeit-archiv.de/bildung/museum/gedenkhalle-oberhausen/index.html>).

Auch kulturhistorische Ausstellungen nutzen die Interviews, so die Berliner Schau

„Russen & Deutsche. 1000 Jahre Kunst, Geschichte und Kultur“.

Während das Archivteam bei all diesen Projekten nur die Interviews zur Verfügung stellte, erarbeitete es für die Sonderausstellung „Ordnung und Vernichtung. Die Polizei im NS-Staat“ selbst eine Medienstation, in der ehemalige Zwangsarbeiter/innen über die unterschiedlichen Verhaltensweisen deutscher Polizisten und Werkschutzmänner sprechen.

Zeitzeugen – ein leichter Zugang zur Geschichte?

Interviews mit Zeitzeug/innen sind scheinbar ein leichter Zugang zur Geschichte. Die Berichte sind in einfacher Alltagssprache erzählt und in der Regel ohne umfangreiche Erläuterungstexte verständlich.

Die in den Medien bereits früher zu bemerkende Konjunktur des Zeitzeugen wurde in Ausstellungen und Schulen erst mit einer in technischen Begrenztheiten begründeten Verspätung aufgegriffen. Sie entspricht einer allgemeinen Personalisierung von Inhalten in Politik, Werbung und eben auch Geschichte. Sie spiegelt die Rückkehr der Narrativität wider, mit der die Oral History die Strukturgeschichte in ihre Schranken verwies.

Gerade im Fernsehen fungiert der Zeitzeuge oft aber nur Stichwortgeber, der Aussage des Historikers mit seiner Autorität beglaubigt. Dass eine solche Verwendung dem Zeugnischarakter eines Interviews nicht gerecht wird, gilt besonders, aber nicht nur bei Holocaust-Überlebenden. Die angemessene

Präsentation von Zeitzeugen-Interviews ist schließlich nicht nur eine Frage des Respekts, sondern auch eine der Quellenkritik.

Multimedial unterstützte Zeitzeugen-Erzählungen tragen ein starkes Realitätsversprechen in sich. Die Interviews sind aber Texte, die in einer spezifischen Situation im Gespräch mit einer anderen Person gemeinsam verfertigt und später zu kurzen Clips zurechtgeschnitten werden. Auch sind sie beeinflusst von individuellen Erinnerungsmustern und gesellschaftlichen Erinnerungskulturen. Die Darbietung der Interviews in der Ausstellung, oder ihre didaktische Begleitung, müssen dies deutlich machen, ohne die Zeitzeug/innen damit als unglaubwürdig zu diskreditieren. Vielmehr wird so erkennbar, dass Geschichte überhaupt – nicht nur Interviews, sondern auch Geschichtsbücher und Ausstellungen – immer eine deutende Konstruktion von Vergangenheit ist.

Neben dieser medienspezifischen Quellenkritik erscheint der biografische Zugang besonders wichtig; gute Interviews sind in der Regel lebensgeschichtliche Interviews. Die ehemaligen Zwangsarbeiter/innen sind eben nicht nur Zwangsarbeiter/innen, sondern Menschen, die über ihr vielleicht 80-jähriges Leben erzählen, in dem sie wenige, freilich entscheidende Jahre für Deutschland Zwangsarbeit leisten mussten. Solch ein lebensgeschichtlicher Kontext erschließt sich aber schwerlich in einem allzu kurzen Interviewausschnitt.

In Deutschland stehen bis heute die Verfolg-

ten des Nationalsozialismus im Zentrum des Zeitzeugen-Interesses. Um eine allzu opferidentifizierte Erinnerungskultur im Land der Täter zu verhindern, wären – sofern überhaupt möglich – auch Täter- und Bystander-Interviews für das historische Verständnis wünschenswert. Eine eventuelle gemeinsame Präsentation in Ausstellungen erfordert aber eine hohe Sensibilität.

So erweisen sich die scheinbar leicht verständlichen Erzählungen als hochkomplexe historische Quellen, deren kritische und kontextualisierte Betrachtung das Ausstellungssetting ermöglichen muss. Ein – von Jens-Christian Wagner favorisierter – Weg dazu wäre, die Zeitzeugen-Interviews aus der eigentlichen Ausstellungserzählung („Wandabwicklung“) herauszuhalten und eher in gesonderten Hörstationen, Vertiefungsräumen oder am Ende der Ausstellung zu platzieren. Wenn man sie aber – wie etwa Diana Gring betont – als eine gleichberechtigte Quelle unter anderen versteht, können sie ebenso in den Kontext eingeordnet werden wie etwa Fotos oder Exponate; in der Gedenkstätte Bergen-Belsen ist dies vorbildlich umgesetzt.

Eine Lebensgeschichte in 3 Minuten?

Der Anspruch eines biografischen und quellengerechten Umgangs mit Zeitzeugen-Interviews gerät allerdings regelmäßig in Konflikt mit der begrenzten Zeit, die im Rahmen eines Ausstellungsrundgangs für ein Interview zur Verfügung steht. Der Museumsbesucher bringt – wie der Internet-Surfer oder der Schüler – oft nur eine

Aufmerksamkeitsspanne von wenigen Minuten mit, in der nur aufbereitete Häppchen einer Lebensgeschichte verdaut werden können.

In Gedenkstätten und Ausstellungen an historischen Orten kommen die Besucher/innen zudem mit ortsspezifischen, manchmal psychisch oder politisch aufgeladenen Erwartungen, die zunächst oft keinen Raum für ein Einlassen auf fremde Lebensgeschichten bieten. Daher ist das Verfahren vieler Gedenkstätten, die Zeitzeugen-Interviews in einem Einführungsfilm zu bündeln, zweifelhaft, denn nach der Ankunft am historischen Ort möchte man nicht in einem Kinosaal sitzen, sondern die „authentischen“ Spuren der Geschichte sehen.

Eine Integration von Zeitzeugen-Erinnerungen in den Gelände-Rundgang könnte eine Alternative sein. Diese konkrete Verortung der persönlichen Erinnerungen erzählt und belebt die oftmals leeren und toten Orte. Was bereits früher als Broschüre vorlag (Lagergemeinschaft Ravensbrück, Freundeskreis (Hg.): Mit den Augen der Überlebenden. Ein Rundgang durch die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Stuttgart 2002), kann nun mit Smartphone-Apps und Tablet-Anwendungen auch multimedial realisiert werden. Auf einem großflächigen Areal wie Prora könnte das ebenso funktionieren wie im belebten Großstadtraum, wo etwa die Berliner Geschichtswerkstatt eine Zeitzeugen-App zu Orten der Zwangsarbeit vorbereitet. Gerade an emotional berührenden Orten wie KZ-Gedenkstätten sind aber persönliche Rundgangsbegleiter/innen für

Schulklassen nicht durch solche Technik zu ersetzen.

Interviews zur Vorbereitung: Online-Einstieg

Mehr und mehr Museen nutzen Interviews daher vor allem in der Vor- und Nachbereitung von Ausstellungsbesuchen. Gerade bei Schulklassen ist eine angemessene Vorbereitung besonders wichtig – und selten.

Ein neues Online-Angebot des Interview-Archivs „Zwangsarbeit 1939-1945“ unterstützt die Vorbereitung des Besuchs der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. In ein bis zwei Unterrichtsstunden lernen die Schüler/innen zwei Menschen kennen, die die KZ-Haft überlebt haben. Sie berichten über ihre Jugendzeit, ihre Verfolgungsstationen und ihren Lager- und Arbeitsalltag in Flossenbürg und seinen Außenlagern. Aus den mehrstündigen Interviews mit Helena Bohle-Szacki und Joseph Korzenik stehen jeweils achtminütige Zusammenschnitte online bereit. Dazu gibt es Fotos, Kontextinfos, Kurzbiografien, Arbeitsblätter und ein Auswertungsbogen als PDF-Dateien.

Der Online-Einstieg Flossenbürg bereitet den Gedenkstättenbesuch in einer biografischen Perspektive vor. Er zielt nicht auf die Vermittlung von Faktenwissen. Vielmehr sollen Fragen angeregt werden, die während des Rundgangs in der Gedenkstätte aufgegriffen, beantwortet und diskutiert werden. Damit unterstützt der virtuelle Zugang über Interview-Ausschnitte das persönliche Erleben des historischen Orts. Weitere Online-Einstiege sind geplant.

Über den Autor:

Dr. Cord Pagenstecher ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Center für Digitale

Systeme der Freien Universität Berlin.

Podcasts zum Thema Bildungs- arbeit mit Zeitzeugeninterview

Zeitzeugeninterviews des Wollheim Memorials

Das Wollheim Memorial erinnert an ehemalige Zwangsarbeiter der I.G. Farben, die im Konzentrationslager Buna/Monowitz inhaftiert waren. Es befindet sich vor Ort im ehemaligen Hauptgebäude der I.G.-Farben in Frankfurt am Main und als Webseite. Im Interview berichtet eine der Mitarbeiter/innen Stefanie Plappert über die Webseite und den Gedenkort in Frankfurt. Diese enthält 24 videografierte Zeitzeugeninterviews, Bildmaterial und Texte, die u.a. über die Haft- und Arbeitsbedingungen berichten. Das Interviewmaterial wird auch in der Bildungsarbeit eingesetzt.

Zum Podcast mit Stefanie Plappert

Einsatz von Zeitzeugenberichten in Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde

Im Notaufnahmelager Marienfelde, im ehemaligen Westberliner Süden gelegen, wurden bis zum Jahr 1990 Flüchtlinge aus der DDR aufgenommen. Die Erinnerungsstätte erinnert in Form von Ausstellungen an diesen Abschnitt der deutsch-deutschen Geschichte. In den Ausstellungen und in der Bildungsarbeit werden Zeitzeugenberichte eingesetzt. Wie dies im konkreten Fall umgesetzt wird, beschreibt die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Erinnerungsstätte Kathrin Steinhausen.

Zum Podcast mit Kathrin Steinhausen

Unser nächstes Magazin erscheint am 20. März 2013 und trägt den Titel „Geteilte Erinnerungen - Historisches Lernen in Gedenkstätten mit doppelter Vergangenheit“.

I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.
Bülowstr. 90
10783 Berlin
<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

Projektkoordination: Ingolf Seidel
Webredaktion: Birgit Marzinka und Mara Puškarević

Diese Ausgabe des LaG-Magazins erscheint im Auftrag von PRORA-ZENTRUM und wird gefördert durch die Rosa Luxemburg Stiftung, die Landesbeauftragte für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der DDR und die Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern.